OLZ

XXXIV / 4 APRIL 1931

Zu den Tempeln von Karnak[1].

Von Ludwig Borchardt.

Das nachgelassene Werk Legrain's, dessen zu frühen Tod die Wissenschaft tief beklagt, sollte eine vorläufige Übersicht über seine langjährigen Arbeiten in Karnak werden, die Maspéro in Erwartung der endgültigen amtlichen Veröffentlichung ihm „à son gré" herauszugeben gestattete. Das Werk blieb unvollendet.

Zu dem, was Legrain schon bei Lebzeiten an Herrn Jean Capart, der ihm den Druck besorgen wollte, nach Brüssel gesandt hatte, fanden sich im Nachlaß nur noch einige Kapitel, so daß das daraus zusammengestellte Manuskript nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Tempel von Karnak umfaßte, nämlich die Teile vom Westkai bis zur Ostmauer des großen Säulensaales, vielleicht ein Fünftel — Herr Capart sagt (S. VI) euphemistisch die Hälfte — von ganz Karnak.

Daß Legrain die letzten Kapitel so, wie sie vorliegen, zum Druck gegeben hätte, scheint mir unwahrscheinlich. Jedenfalls hätte Herr Capart, der vielleicht so schon dieses und jenes überarbeitet hat, wohl dem Werk durch Kürzung von Längen und Streichung von Wiederholungen ein einheitlicheres Gesicht geben können. Vor allem hätte er einen Plan der im Text besprochenen Teile, selbst wenn er sich in Legrains Nachlaß nicht gefunden haben sollte, beigeben müssen[2]. Manche, auch Fachgenossen, werden die Ruinen nicht so im Kopfe haben, daß sie ohne Plan den stellenweise sehr in Einzelheiten gehenden Erörterungen Legrains folgen könnten.

Die Ausführungen, die ich zu Legrains Erörterungen vortragen will, werden länger ausfallen, als sie im Rahmen einer Buchbesprechung an dieser Stelle vielleicht sein sollten. Der Grund dafür ist, daß ich die Gelegenheit gern benutze, über Baugeschichte und Technisches des vorderen Teiles des großen Amonstempels, worüber ich mich vor Jahrzehnten nur zusammenfassend und kurz einmal geäußert habe, etwas ausführlicher sprechen zu können, wie man sehen wird, nicht immer den Legrain'schen Ansichten zustimmend.

Dadurch das Andenken Legrain's irgendwie anzutasten, liegt mir völlig fern. Es steht bei mir höher als vielleicht bei manchem seiner Landsleute. Als ich ihn nach dem Kriege in Karnak nicht mehr begrüßen, sondern nur auf dem Friedhofe zwischen Luqsor und Karnak besuchen konnte, war mir, als stünde ich vor dem Grabe eines auf seinem Posten gefallenen Kameraden. Wir sind fast zwei Jahrzehnte hindurch stets gute Freunde gewesen, bis auf eine kritische Viertelstunde, etwa 8 Tage nach dem Säuleneinsturz vom 3. Oktober 1899. Und auch die damals bei Legrain ganz natürliche Erregung wurde schnell vergessen. Wir haben später noch oft das Komische jener Situation zusammen belacht. Wir kannten gegenseitig unsere Fehler und unsere Vorzüge und schätzten uns vielleicht gerade ihretwegen.

Legrain ist auf seinem Posten gefallen wie ein „Soldat". Dies Wort hat ihm M. Carnot in sein Fremdenbuch geschrieben, und es ist richtig, wenn man es nicht in nationalistischem Sinne[1] faßt, sondern im Sinne des pflichttreuen, ausdauernden Kämpfers, der sein Bestes und Letztes an die ihm aufgetragenen Aufgaben setzt.

Seine Aufzeichnungen über Karnak, die eine stattliche Reihe von Folianten füllten, waren musterhaft geführt. Er konnte daraus jede Anfrage schnell und genau beantworten und tat es jederzeit mit Freuden.

Es ist ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, daß nach Legrains Tode von diesen Foliobüchern eine stattliche Anzahl

---

1) **Legrain,** Georges: **Les Temples de Karnak.** Fragment du dernier ouvrage. Brüssel: Vromant & Co. 1929. (VIII, 270 S.) 4^0 = Fondation égyptologique Reine Elisabeth. 215 Fr.

2) Auch hätte Herr Capart die Abbildungen, soweit er sie zugefügt hat, besser säubern und sichten können. Photographien, die noch die Plattenhalter mitgeben (Abb. 82), sind eines so prächtig ausgestatteten Bandes nicht würdig, und falsche Rekonstruktionen (Abb. 152) gehören nicht in ein solches Werk, besonders nicht, wenn auf der Seite davor die richtige (Abb. 151) steht. Vielleicht hätte Herr Capart auch die einzige technische Zeichnung im Werk (Abb. 116) verbessern können.

1) Wie fern ihm dieser lag, dafür zeugt der Ausspruch, den er in den ersten Kriegstagen einem ihm in Alexandrien begegnenden deutschen Kollegen gegenüber tat: „Was geht uns beide der Krieg an? Kommen Sie, wir gehen zu einem Schoppen."

nicht mehr aufzufinden war. Der ägyptische Service des Antiquités ist in dieser Beziehung ganz besonders vom Unglück verfolgt. Von den nachgelassenen Papieren Mariettes ist ein erheblicher Teil anscheinend unwiederbringlich verschwunden, Legrains Aufzeichnungen scheinen das gleiche Schicksal zu haben.

Doch nun zu dem, was ich zu Legrains Erörterungen sagen will:

Den West-Kai des Tempels, den mit den berühmten Nilstandsmarken, um deren schnelle Veröffentlichung [ÄZ 34 (1896), 111ff.] sich s. Z. Legrain ein großes Verdienst erworben hat, nennt er (S. 8 und öfter), da er von O durch eine Rampe erstiegen werden muß, einen Altar und setzt (S. 15) seine Errichtung „probablement" in die Zeit Ramses' II. Das Letztere kann richtig sein, wenn es auch wahrscheinlicher ist, daß Sethos II., der die kleinen Obelisken[1] hier errichtet hat, auch der Urheber des Kais, wie wir ihn heute sehen, ist. Baugeschichtlich scheint die Sache nämlich so zu liegen wie in Medinet Habu, wo Hölscher mir zeigte, daß der jetzige Kai, an dem sich übrigens auch eine Nilstandsmarke eines späten Ramessiden befindet, nur eine Erhöhung und Überbauung eines älteren ist. Zur Zeit Ramses II wird die Oberkante des Kais wohl in Höhe der Pflasteroberkante des großen Säulensaals, mit dem er durch eine lange Widderreihe verbunden war, gelegen haben. Als dann mit der Zeit durch die Aufhöhung des Nilbetts das Hochwasser über den Kai fortzugehen drohte, — mehr als die Hälft eder Nilstandsmarken liegt über Pflasterhöhe des Säulensaales, — mußte der Wasserschutz und mit ihm der Kai erhöht werden. In Medinet Habu scheint dies noch unter Ramses III geschehen zu sein, was Mangel an Umsicht bei der ersten Anlage bedeuten würde. Hier in Karnak könnte die Überhöhung erst rund 120 Jahre — die Pflasterhöhe des großen Säulensaals war schon unter Ramses I bestimmt — nach der ersten Anlage, wohl unter Sethos II., erfolgt sein. Die dieser Überhöhung angehörige Rampe hat dann Legrain dazu verführt, von einem Altar zu sprechen.

Den Westteil des großen Amonstempels, vom Kai bis an den 2. Pylon, behandelt Legrain in einzelnen Abschnitten. Das hat es ihm wohl erschwert, zu einem klaren Verständnis zu kommen (s. S. 53). Ich darf hier kurz die Baugeschichte dieses Teiles geben.

Zur Zeit Ramses II schloß der eigentliche Tempel mit dem 2. Pylon ab. Er war, wie der äußerste der Südpylone mit dem Muttempel durch eine doppelte Widderreihe verbunden war, nach Westen zu durch eine ähnliche Doppelreihe von Widdersphinxen — der widderköpfige Amon als Löwe — mit dem Kai verbunden[2]. Daß damals die Ziegel-Umfassungsmauer südlich und nördlich an den 2. Pylon anschloß, ist wahrscheinlich. Zur Zeit Sethos II und Ramses III, deren Tempel „im Hause des Amon" heißen, lief sie schon westlich von beiden Tempeln, und zwar auf der Stelle des 1. Pylons. Hierbei mag dahingestellt bleiben, ob an dieser Stelle etwa ein Ziegelpylon lag. Dann schloß Scheschonk I den Hof zwischen Pylon 1 und 2 durch die sog. Bubastidenhallen im S und N ab. Den 1. Pylon, den ihm Legrain zuschreibt, hat er sicher nicht gebaut. Er mag es, da sich die Silsile-Inschrift aus seinem 21. Jahre, dem höchsten von ihm bekannten, wohl auf diese Bauten im Amonstempel bezieht, vorgehabt haben, aber nur die beiden seitlichen Säulenhallen sind zur Ausführung gekommen. Der 1. Pylon ist späteren Datums, wie die von Legrain leider mißverstandenen Abbildungen 31, 37, 39, 40 und 53 sowie seine Beschreibungen des Befundes an den verschiedenen ausschlaggebenden Stellen sehr gut zeigen[1]. Als man nämlich für die Ausführung des 1. Pylons in Sandstein die Baugrube ausheben mußte, wurden die an die Ziegelumfassungsmauer oder den Ziegelpylon anschließenden bzw. zu nahe liegenden Teile der älteren Bauten, das sind die beiden Westenden der Bubastidenhallen und die Westwand des Tempels Sethos II, fortgenommen und mit dem wachsenden Rohbau des Pylons gleichzeitig wieder aufgeführt, und zwar wie dieser in ungeglätteten, rohen Sandsteinblöcken, die alsbald wie die Pylonenwand im Ziegelgerüst verschwanden. Als Zeit dieses Baues wird man bis auf weiteres am ehesten die ptolemäische annehmen, was schon Mariette (Karnak S. 18) vertritt, und wofür auch spricht, daß während dieses Baues die ptolemäische, vielleicht etwas frühere, Statue des weisen Amenophis (S. 26/27) beiseite gesetzt worden ist. Eine Entscheidung könnte hier vielleicht eine genaue Durchsuchung der Füllschichten in den Resten der vier Ziegelgerüste des Pylons nach datierbaren Scherben und sonstigen Funden geben. Vielleicht genügt dieser Hinweis, hier sorgfältig zu suchen[2].

Von den Gerüsten des Pylons spricht Legrain natürlich ausführlich (S. 35—38), soweit er das ohne Grabung, zu der er nicht mehr gekommen ist, tun konnte. Leider gibt die vielleicht dafür zu kleine Abb. 29 nichts mehr von den Resten der Hölzer, die hier zum Gerüstbau verwandt waren[3].

Dem Taharka-Bau in der Mitte des Hofes widmet Legrain entsprechend seiner Bedeutung eine lange Erörterung (S. 66—74) und nimmt dabei die alte, von Jollois und Devilliers stammende, später von Champollion beibehaltene Theorie wieder auf, wonach die Säulen dieses Baues Götterbilder, d. h. Falken oder Ähnliches, getragen haben sollen (s. Abb. 52, ähnlich schon bei Champollion). Er bestätigt zwar selbst, was man von der Höhe des 1. Pylons sehen konnte, daß keine Spur von etwas darauf Befestigtem oben auf der Taharka-Säule zu sehen ist[4]. Irgendwelche leichten oder schwereren „images divines" (S. 73) in solcher Höhe ohne Befestigung freistehend anzubringen, wäre auch ein schwerer technischer Fehler

---

1) Legrain (S. 16) hält sie für die „points d'attache" der heiligen Barke, wenn sie vor dem Kai lag. Die Reibung unter den wenige Tonnen schweren, glatt aufsitzenden Obeliskchen hätte die Barke im Strom wohl nicht halten können, und die Obeliskenkanten hätten die Stricke durchgescheuert.

2) Die nachweisbaren Sphinxe (69, s. S. 24) lassen sich in den auf der Südstraße angewandten Abständen recht genau zwischen Kai und dem Vorbau des 2. Pylons unterbringen.

1) Vgl. auch Borchardt, Zur Baugeschichte des Amonstempels von Karnak (in Sethes Untersuchungen Bd. 5) S. 36 und 37.

2) Als ich Mitte Januar 1930 Karnak besuchte, wurde gerade ein Gerüststück nördlich vom Sethosbau fortgenommen.

3) Ich habe sie vor Jahren noch gut an manchen Stellen gesehen, in den letzten Jahren sind sie mir nicht mehr aufgefallen.

4) Der jetzige Leiter der Arbeiten in Karnak, der die Säule abgetragen und wieder errichtet hat, bestätigte mir auf Befragen, daß oben auf dem Abakus „rien" zu bemerken gewesen ist.

gewesen, der in kürzester Zeit zu Unglücksfällen geführt hätte. Die erst in ptolemäischer Zeit mit Bildern geschmückten Schranken zwischen den Säulen zeigen uns deutlich, was für einen Bau wir hier vor uns haben. Es ist eine der leicht gedeckten, nur durch Schranken abgeschlossenen Säulenvorhallen, die in der ägyptischen Baukunst so überaus häufig[1] sind. Die obere, vielleicht nur aus gewebtem[2] Stoff bestehende Abdeckung hat man sich etwa auf einem Balkenrost zu denken, der im Osten in die Vorhalle des 2. Pylons eingriff und auf den Taharka-Säulen auflag. Spannweiten von rund 14 m werden die Alten, die Pylonenmaste von über 50 m Höhe und rund 1,50 m unterem Durchmesser[3] errichten konnten, wohl auch mit Balken oder Bohlenkästen haben überdecken können, namentlich, wenn die Balken, wie hier, außer ihrer Eigenlast nur wenig zu tragen hatten. An Bauholz ist im alten Ägypten kein Mangel gewesen[4].

Erst bei Errichtung der Taharka-Vorhalle dürften die Widdersphinxe Ramses II im ersten Hofe teils in die so enger werdenden Reihen vor den 1. Pylon gesetzt, teils beim Sethos-Tempel aufgespeichert worden sein.

Bei der ausführlichen Beschreibung der Ausgrabungs- und Erneuerungs-Arbeiten im Tempel Ramses III, einer der ersten abgerundeten Aufgaben Legrains in Karnak (S. 85—123), spürt man überall die Freude durch, die er über seine hier zuerst angewandte „méthode de remblai" empfand.

Dem 2. Pylon, dessen gefahrdrohende Steinmassen abzuräumen mit unter den letzten Aufgaben Legrains war, ist der nächste umfangreiche Abschnitt (S. 125 bis 156) gewidmet, in dem leider über das Beste seiner Arbeit daran nichts gesagt ist. Vermutlich ist dieser Abschnitt unvollständig im Nachlaß gefunden worden. Legrain hatte nämlich die aus diesem Pylon herausgezogenen Blöcke in kleinen, maßstäblich richtigen Holzklötzen nachbilden lassen und darauf die Bilder, ramessidische wie ältere, aufgezeichnet, um damit Zusammensetzungsversuche zu machen. In einigen Fällen war ihm das auch geglückt. Er hätte bei der ihm eigenen Ausdauer und mit seinem Formgedächtnis wohl die Bilder des Pylons einst ganz wieder zusammensetzen können und freute sich sogar auf einen Wiederaufbau. Hoffentlich haben sich diese Klötzchen im Nachlaß gefunden und ein anderer setzt diese Arbeit fort.

Die scharfe Beobachtungsgabe Legrains zeigt sich in den Bemerkungen über die ursprüngliche Anordnung der Bilder auf der Ostseite des 2. Pylons (S. 152ff.), woraus er dann klar folgert, daß der große Säulensaal nicht dem ursprünglichen Plane Ramses I entstammt, sondern erst nach der Fertigstellung des 2. Pylons, der vielleicht schon unter Har-em-heb im Bau war, angelegt worden ist.

Dasselbe bestätigt ihm auch die Lage der durch eine Tür verschließbaren[1] Nische zwischen Wandpfeilern, in und vor der die Alabasterplatte mit dem neun Bogen liegt. Er hat in ihr richtig die „Stelle, wo der König steht", gesehen (S. 156) und bemerkt dazu, daß dieser Platz als nicht sichtbar nicht gewählt worden wäre, wenn die Säulen des Mittelschiffs schon geplant gewesen wären. — Legrain hat auf der Nordseite der Tür Ansätze für eine zweite Nische gefunden (S. 149) und möchte nun die eine dem König von Ober-, die andere dem von Unter-Ägypten zuweisen. Ob hier nicht eher eine Spur der Zusammenregierung Ramses I — Sethos I vorliegt?

Den größten Abschnitt des Buches (S. 159—259) nimmt natürlich die Beschreibung des großen Säulensaales und von Legrains Arbeiten darin ein. Die „catastrophe imprévue" vom 3. Oktober 1899 hat auch Legrain genug Arbeit gemacht. So „imprévue" war der Einsturz allerdings nicht. Schon Jollois und Devilliers (S. 13), besonders eindrücklich auch Mariette (S. 14 und S. 255) hatten den Zustand des Säulensaales richtig erkannt, Einstürze in den Jahren 1861 und 1865 hatten gewarnt. Die Ausgrabung und der Wechsel des Grundwasserstandes, gegen den nichts getan wurde, haben die Katastrophe herbeigeführt. Legrain trifft keine Schuld. Schuldig sind die, die ihm trotz seiner Unerfahrenheit in technischen Dingen den Auftrag zur Ausgrabung des wichtigsten ägyptischen Tempels gaben.

Bei der Beschreibung der Wiederherstellungsarbeiten lobt Legrain natürlich seine für den Ab- und Aufbau verwandte „méthode à remblai" (S. 168 und öfter), in der er die der alten Ägypter wiedergefunden zu haben meint[2]. Es ist verständlich, daß er bei seiner technischen Vorbildung und bei der Unmöglichkeit, seine Leute zu Ausführungen zu schulen, die er selbst nicht kannte, auf Derartiges verfallen ist. Aber die Bauten selbst, auch viele der von Legrain ausgewählten Abbildungen (z. B. Abb. 104, 111 und besonders 112), zeigen deutlich, daß die Alten die Architrave aus der Schwebe aufgebracht haben, nicht von Walzen auf „remblai".

Die Errichtung der Abschlußwand des großen Säulensaales gegen Osten, vor dem 3. Pylon, beschreibt Legrain (S. 182) klar und gut, hat auch richtig gesehen, daß man an den Flaggenmasten dieses Pylons dabei nicht gerührt hat „pour une raison qui nous échappe encore". Dieser Grund ist recht einfach. War die Aufrichtung der acht Maste schon

---

1) Auf Philae vor dem Hathor- und dem Arsnuphis-Tempel, in Medinet Habu vor dem Tempel der 18. Dynastie, in Karnak vor dem Tempel des Monthu und vor dem des Chonsu, um nur einige Beispiele zu geben. Am Chons-Tempel ist sogar die Spur der leichten hölzernen Hohlkehle dieser Vorhalle am Pylon zu sehen, ähnliches in Medinet Habu.

2) In Medamot, wo auch Ähnliches vorliegt, wurden mir Spuren einer Vorrichtung zum Spannen von Zelttüchern oder Teppichen, die das Dach gebildet haben dürften, gezeigt.

3) Legrain in Annales 5, 15.

4) Siehe hierzu das Bild des großen Holzlagers, das der Vezir Paser besichtigt (Grab 106 Schejch Abd el-Gurna, 1. Raum Ostwand vor dem 2. Pfeiler südl. von der Mitte, nach Porter-Moss bisher nirgends erwähnt).

1) Baedecker 1928, S. 277: „Art Klappaltar". Zu diesem Vergleich zwingt nichts. Die Denksteine am Nahr el-kelb bei Beirut konnten auch mit Türen verschlossen werden.

2) Eine andere, wirklich von den Alten verwandte Methode, Blöcke in die Höhe zu bringen, die der „ascenseurs oscillants", deren Erklärung sich Legrain (S. 40) zuschreibt, wurde ihm im Sommer 1899 von dem Bearbeiter des Handwerkszeugs und der Grundsteinbeigaben am Kairener Generalkatalog im Gise-Museum am Modell im Gebrauch vorgeführt. Legrain ließ dann auf dessen Bitte ein Modell etwa in Naturgröße machen, das er 1903 in Karnak Choisy vorführen konnte, der seinerseits (L'art de bâtir S. 80ff.) lange theoretische Erörterungen daran knüpfte. Bei der Vorführung vor Choisy (a. a. O. S. 81 oben) hatte Legrain wohl schon vergessen, wem er die Erklärung der „Kippschlitten" verdankte.

eine technische Leistung, so war es ein wahrscheinlich mit Unglücksfällen verbundenes Unternehmen, sie umzulegen[1]. Man beließ sie also und benutzte, da in der ägyptischen Architektur Wandaufteilung und Raumaufteilung von einander unabhängig sind, die unteren Teile der Maste mit den tiefen Nischen, in denen sie stehen, zur Gliederung der Ostwand des großen Säulensaales.

Die gute Bemerkung Legrains (S. 34), daß seit Amenophis III nur der große Amonstempel von Karnak acht Maste an seinen Pylonen hatte bzw. haben durfte, ist für das bisher nur aus den örtlichen Verhältnissen und aus Fundstücken erschlossene[2] Vorhandensein eines nach Süden gerichteten Tempels Amenophis I von Bedeutung. Die vor der Zeit Amenophis III errichteten Pylone (4 und 5) des „großen" Amonstempels haben jeder nur zwei Maste, die des nicht mit dem „großen" identischen Amonstempels Amenophis I (7 bis 10) haben je vier, und von Amenophis III an haben die Pylone (1 bis 3) des „großen" Amonstempels je acht Maste.

Ob Legrain mit seinen Ausführungen über die ptolemäischen Wiederherstellungsarbeiten an den beiden östlichen Säulen des Mittelschiffs des großen Säulensaales (S. 182 und Abb. 117) Recht hat, ist mir sehr fraglich. Wie will man erklären, daß gerade diese beiden Säulen, die wie jede andere im Säulensaal zur Ptolemäerzeit in ihren unteren Schichten korrodiert und wiederherstellungsbedürftig (s. Abb. 155) gewesen sein können, gerade an spiegelgleich zur Mittellinie des Saales liegenden Streifen bis hinauf zu den Kapitellen mit roh gelassenen kleinen Blöcken ausgebessert werden mußten? Bis auf weiteres nehme ich vielmehr an, daß beide Säulen mit diesen scheinbar ausgebesserten Streifen in der von Legrain anscheinend nirgends erwähnten Ummantelung steckten, die Sethos I bzw. Ramses II um den von Amenophis III errichteten Vorbau des 3. Pylons legte. Die roh gelassenen Blöcke, die mir übrigens auch anders auszusehen scheinen als die des viel späteren 1. Pylons, wären also mit den Säulen, in denen sie stecken, gleichzeitig.

Vor dem 3. Pylon schließt leider das von Legrain hinterlassene Manuskript ab.

1) Der gleiche Grund gilt für die Ummantelung der Obelisken der Hatschepsowet und für die beiden Maste am 4. Pylon. (Borchardt, Zur Baugeschichte des Amonstempels v. Karnak, Abb. 15 und 16.)

2) S. Borchardt, a. a. O., Abb. 5 u. S. 6—8.

Die Beschwörung einer Krankheit in der Sprache von Kreta.

Von Helmuth Th. Bossert.

„Es ist meine Überzeugung, daß bei dem Fortschreiten der Forschung das Griechische den Ruhm der Einheitlichkeit, den man demselben bisher oft zuerteilt hat, immer mehr verlieren wird. Vorläufig fehlen allerdings im allgemeinen noch die Mittel, das Sprachgut in dieser Beziehung zu analysieren; nur in Ausnahmefällen wird es möglich sein, den vorgriechisch-„ägäischen" Ursprung eines Wortes oder einer Wortgruppe festzustellen."

C. Theander, Eranos, 1915, S. 101.

Seit W. Wreszinski 1912 den Londoner medizinischen Papyrus (Brit. Mus. No. 10059) herausgab, in dem neben verschiedenen anderen Rezepten in nichtägyptischer Sprache (vgl. die Rezepte Nr. 27—31 und 33) auch eine Beschwörung der ṯnt-ʿ3mw, der Asiatenkrankheit, in der Sprache von k3ftjw (Kreta) vorkommt, haben die Bemühungen nicht mehr aufgehört, dieses einzigartige Denkmal für die Entzifferung der kretischen Inschriften und die Untersuchung der kretischen Sprache nutzbar zu machen. Für die kretische Sprache besitzen wir an lesbaren Dokumenten außerdem nur noch eine Liste kretischer Namen auf der sog. Londoner Schultafel (Brit. Mus. Nr. 5647; zuletzt herausgegeben von T. E. Peet in den Essays in Aegean Archaeology presented to Sir Arthur Evans, Oxford 1927, S. 90—99). Der Londoner Papyrus[1] wie das Londoner Schultäfelchen[2] stammen wohl aus der 18. Dynastie (etwa 1580 — 1350 v. Chr.), also aus der Zeit, wo auf Kreta der Palaststil (Spätminoisch II) blühte.

Das fragliche Rezept trägt die Überschrift: „Beschwörung (Besprechung) der ṯnt-ʿ3mw[3] in der Sprache von K3ftjw". Dann folgt diese kretische Beschwörung in „syllabischer" Schreibung. Den Abschluß bildet folgende Anweisung in ägyptischer Sprache: „Dieser Spruch wird gesagt über den g3š von ʿw3j.t, Harn, šb(.t?). Drauf tun". Drei Substanzen sind also zur Ausführung des Rezeptes notwendig: ʿw3j.t (mit dem Determinativ „Gefäß" für Flüssigkeit), Harn und šb(.t?). Bei dem letzten Ingredienz

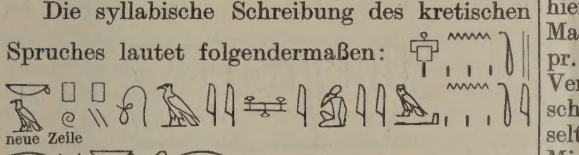
1) Die einzelnen Rezepte dieser Sammlung gehen auf Vorlagen aus verschiedenen Zeiten zurück. Als terminus post kommt für die Redaktion der Handschrift die Regierungszeit Amenophis' III. (1411 — 1375) in Frage, auf den dreimal Bezug genommen wird. Die Vorlage für das kretische Rezept wird aus dem 15. Jahrh. v. Chr. herrühren, denn die Beziehungen zwischen Ägypten und den Keftiu sind durchaus auf dieses Jahrhundert, also die Zeit von Thutmosis III. (1501—1447) bis einschließlich Thutmosis IV. (1420 — 1411), beschränkt. In den Amarnabriefen ist von den Keftiu nicht mehr die Rede, alle späteren Erwähnungen dieses Volkes auf Denkmälern Ramses' II. (1292—1225) sind konventioneller Natur. Grapow datiert den Londoner Papyrus in die Zeit unmittelbar nach dem Tode Amenophis' III., nach Wreszinski soll die Niederschrift erst um 1200 v. Chr. erfolgt sein.

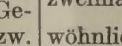
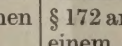
2) Grapow wie Peet setzen das Schultäfelchen in die Mitte der 18. Dynastie.

3) Eine Beschwörung derselben Krankheit in ägyptischer Sprache (im Papyrus Hearst Rezept Nr. 170) lautet nach der Übersetzung von Wreszinski (a. a. O. S. 110) wie folgt: „Wer ist wissend wie Rê? Wer weiß Gleiches? Dieser Gott. Verhülle(?) den Leib mit Kohlen, bis der Gott damit(?) gefüllt ist. Wie Set das Meer abgewehrt hat, so wird Set dich abwehren, ṯnt-ʿ3mw. Gehe ja nicht, gehe ja nicht in den Leib des NN., geboren von der NN. Dieser Spruch wird viermal gesagt über frischem Öl und „Kessel-Broten" [eine Art Gebäck; aus Opferlisten bekannt]. Sie damit vertreiben und sie mit Amuletten von štt.wt bannen."

ist nur die Lesung der beiden ersten Konsonanten gesichert. Ob die auch sonst in Rezepten vorkommende šb.t — Flüssigkeit gemeint ist, bleibt zunächst ungewiß. Um eine Flüssigkeit muß es sich wohl handeln, trotzdem das entsprechende Determinativ nicht mehr erkennbar ist, denn offenbar soll von allen drei Stoffen der „gꜣš" (mit Flüssigkeits — Determinativ) besprochen und dann dem Erkrankten appliziert werden. Das Subst. gꜣš kommt nicht selten in Rezepten vor. In Rezept 7 desselben Londoner Papyrus soll z. B. der gꜣš von süßem Bier genommen werden. Da das entsprechende Zeitwort gꜣš „ausgießen, sprengen, spritzen" bedeutet, dürfte die Übersetzung mit „Schaum" naheliegen. Das Wort ʿwꜣj.t könnte nach dem äg. Wörterbuch mit ʿwꜣ „verderben, verfaulen" zusammenhängen und etwas „Gegorenes" bedeuten. Für das Wort šb bzw. šb.t sind verschiedene für ein Rezept passende Übersetzungen möglich. Wir kommen auf dieses Wort noch zurück.

Die syllabische Schreibung des kretischen Spruches lautet folgendermaßen:



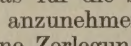
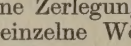
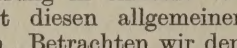
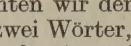
= „śꜣ-n-tj-kꜣ-pw-pj-wꜣ-j-ỉꜣ-j-mʿ-n-tj-rꜣ-kꜣ-kꜣ-rꜣ". Die schwachen Konsonannten ꜣ, j, w und das dem hebr. ע entsprechende ʿ werden bei dieser Schreibart benutzt, um Vokale, die die ägyptische Schrift nicht kennt, anzudeuten. Doch läßt sich weder die Qualität noch die Quantität dieser Vokale, wie die eingehenden Untersuchungen H. Burchardts (Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Ägyptischen, 1910) erwiesen haben, aus diesen Vokalersatzzeichen erkennen. Lediglich die Stellen, an denen Vokale standen, sind angedeutet, die ägyptischen schwachen Konsonanten hatten im syllabischen Schriftsystem nicht jene klare vokalische Bedeutung, wie sie etwa die entsprechenden hebräischen Buchstaben im Jiddischen besitzen. Wohl werden heute die Buchstaben ʿ und ꜣ als a, j als i und w als u gelesen, um die unvokalisierten ägyptischen Worte aussprechbar zu machen; mit der wirklichen Vokalisation der einzelnen Worte aber hat dieser barbarische Notbehelf nicht das geringste zu tun[1]. Ebensowenig dürften sich die ägyptischen Konsonanten genau mit denen der Keftiu-Sprache decken, wie aus dem Vergleich von semitischen oder von keilschriftlich überlieferten Worten mit solchen in Hieroglyphen erhellt. ś konnte ein Sin, Schin oder gar ein z (keilschriftlich) bedeuten, t ein Taw oder Daleth, k ein Kaph oder Gimel, p meist ein Pe, manchmal jedoch ein Beth, w ein Waw, vielleicht jedoch auch ein Beth, j und i ein Jod oder Aleph, r ein Resch oder Lamed, das dem Ägyptischen fehlt. Das silbenschließende „n" ( ), das zweimal in dem Spruch vorkommt und keinen schwachen Radikal, also keinen Vokal, enthält, steht nach Burchardt (a. a. O. I. 24) weder am Wortanfang noch am Wortende. Die zweimal auftretende Zeichengruppe , gewöhnlich mit „j" umschrieben, entspricht als Endsilbe[1] zwar bei den von Burchardt I, 56, § 172 angeführten altkanaanäischen Fällen meist einem (aus urspr. j + auslaut. Vokal) kontrahierten î, bei den von H. Ranke (Keilschr. Material z. Altäg. Vokalisation 1910, Abh. d. pr. Ak. d. W.) beigebrachten keilschriftlichen Vergleichen jedoch immer einem konsonantischen Jod mit nachfolgendem Vokal (meist „a", selten „e"; vgl. ḫsj = ḫasaja, Ḥj = Ḥaja, Mj = Māja, Tj = Teje). Auf der Londoner Schultafel ist der kretische Name  (nśwjj) zu vergleichen. Ferner gehört der einzige auf ausgehenden Namen eines Mittelmeervolkes  hierher, den Homer noch als Δαρδάνιοι (dazu Δαρδανίη) kennt. Das silbenschließende „n" in diesem Namen fordert ein unmittelbar darauffolgendes j + auslautendem Vokal. Die Umschreibung des Spruches stellt sich demnach bei Andeutung der Vokale durch Punkte wie folgt dar:

1	2	3	4	5	6
ś š z · n · t d ·	k · p · p g · b · b ·	w · j ꜣ ·	j · j ʿ · ʿ ·	m · n · t d ·	r · k · k · r l · g · g · l

Der durch senkrechte Striche angedeuteten Zerlegung des Spruches in 6 Wörter liegt folgende Überlegung zugrunde. Die einzelnen

1) Meine Ausführungen wenden sich gegen die Abhandlung des schwedischen Archäologen Axel W. Persson „Schrift und Sprache in Altkreta", Uppsala 1930, der den Spruch gegen die „arabische Schwindsucht" „santikapupivaiaimantirkkar" in „/sant/ika/pu/piva/iaiman/trikkar/" zerlegt und mit Hilfe des Albanischen wie folgt übersetzt: „Deine(?) Lästerung (Verbannung?) gehe weg, nicht trinke das Blut Trikkar [der Dreher, Plager(?)]." Vgl. im übrigen die Besprechung in der Deutschen Literaturzeitung 1930, Sp. 1748 f. von Johannes Sundwall, dem ich in fast allen Punkten beistimme.

1) Über im Anlaut und Inlaut vgl. Burchardt I, 11, § 31.

Wörter in kretisch geschriebenen Texten bestehen in der Regel aus 2—5 Zeichen; Wörter aus 2 und 3 Zeichen sind am häufigsten. Wörter mit 6—7 Zeichen sind äußerst selten, noch umfangreichere Wortgebilde kommen überhaupt nicht vor. Nun setzen sich die kretischen Namen der Londoner Schultafel aus 2—5 Silben zusammen, passen also durchaus zu den Inschriften, falls die kretischen Zeichen in der Hauptsache, was für die spätesten kretischen Schriftsysteme anzunehmen ist, Silbenzeichen darstellen[1]. Eine Zerlegung der Londoner Beschwörung in einzelne Wörter muß also zunächst diesen allgemeinen Forderungen genügen. Betrachten wir den Text nun genauer, so finden sich zwei Wörter, Nr. 1 und 5, die die bekannte kretische (von den Griechen gräzisierte) Endung -νθος, -νθα ( oder ) aufweisen. Daß diese Endungen tatsächlich die beiden Wörter 1 und 5 abschließen[2], zeigt auch der kretische Name  (rwwntj mit Determinativ für „Ausländer"; vgl. ἐρέβινθος = λέβινθος Erbse, Λέβινθος Insel der Kykladen und der [vielleicht verderbte?] kret. Monatsname Ῥαβίνθιος) der Londoner Schultafel, der ebenfalls mit  endet. Schon P. Kretschmer hatte geschlossen, daß die griechische -νδ-, -νθ-Endung in der vorgriechischen Sprache -nt- gelautet haben müsse (vgl. Κάλυνδα = Κάλυνθος, Βερέκυνδος = Βερεκύνται, ἄλινδος = ἄλιντος usw.). Das Schwanken zwischen den Endungen -νθος und -νθα (oft für das gleiche Wort; z. B. μίνθος und μίνθα) lehrt, daß diese vorgriechische Endung weder „nto" noch „nta" gelautet haben kann und daß die griechischen Endungen keinerlei Aufschluß über das Geschlecht der vorgriechischen Wörter geben. Der philistäische Name „Mitinti" (im 8. und 7. Jahrh. v. Chr. als Königsname für Askalon und Asdod keilschriftlich überliefert) beweist, daß die fragliche Endung damals „nti" gesprochen wurde, daß also Wörter wie κύμινδις, Ῥαδάμανθυς, βρένθις, κολοκυνθίς (neben κολοκύνθη und κολοκύντη) ζακυνθίς (neben Ζάκυνθος) den alten „i"-Auslaut bewahrt haben (vgl. dazu die Wiedergabe von lykischem „minti" durch griechisches „μίνδις").

Der hinter dem 5. Wort verbleibende Rest Nr. 6 „$^{r}_{l}\,^{k}_{g}\,^{k}_{g}\,^{r}_{l}$." — als Wort ist er zunächst nicht zu erweisen — fällt durch die Regelmäßigkeit seines Baues, zwei Palatale eingerahmt von zwei Liquiden, auf. Der Gedanken, ein solch' auffälliges Gebilde auf den kretischen Denk-

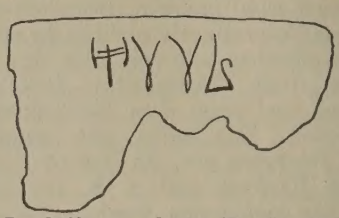


Abb. 1. Inschrift am oberen Rande eines Steatitbechers aus Palaikastro.

mälern zu suchen, liegt nahe. In Frage kommen nur Inschriften, die auf Gegenständen angebracht sind, die unmittelbar der Libation dienten. Denn „Schaum", gʒš, — falls unsere Übersetzung richtig ist — bildet sich ja nur beim Ausschütten (ebenfalls „gʒš") von Flüssigkeiten (z. B. von Harn!). Entspricht gʒš dem griechischen χέω, bzw. χοή, χῦμα, so liegt im

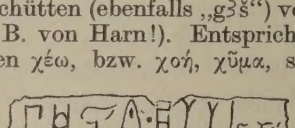


Abb. 2. Inschrift auf einem Libationstisch aus Kalkstein. Gefunden im „Haus der Fresken" des Palastes zu Knossos.

Ausgießen zugleich eine Opferhandlung, die ohnedies bei einer Krankheitsbeschwörung zu erwarten ist. Außerdem erinnert auch die Dreizahl der Zutaten an die kretischen Libationstische, die nebeneinander drei runde, schalenförmige Libationsmulden aufweisen[1]. Reste solcher Tische sind in der Höhle von Psychro (vgl. Evans, Palace of Minos I, S. 628, Fig. 466,

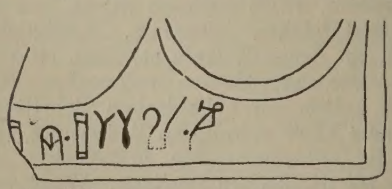


Abb. 3. Inschrift auf einem Libationstisch aus schwarzem Steatit, gefunden im Höhlen-Heiligtum von Psychro.

darnach unsere Abb. 3, u. S. 630, Fig. 468) sowie im „Haus der Fresken" des Palastes zu Knossos (Evans a. a. O. II 2, S. 439, Fig. 256, darnach unsere Abb. 2) gefunden worden. Alle

1) Daß sich daneben Ideogramme und Determinative finden, ist für unsere Untersuchung zunächst nebensächlich.

2) Mit Wort 2 beginnt übrigens im Papyrus eine neue Zeile.

1) Vgl. auch die dreifache Spende (χοὴν χεῦσθαι) aus Honigtrank, süßem Wein und Wasser, die Odysseus den Abgeschiedenen am Eingang der Unterwelt darbringt (Od. X 519; XI 27).

diese Tischfragmente tragen Reste von Inschriften, von denen zwei in Abb. 2 u. 3 wiedergegeben sind. In unmittelbarer Nähe dieser Libationstische lagen zahlreiche flache, löffelartige Spendeschalen aus Ton oder Kalkstein, von denen einige ebenfalls Inschriften zeigen.

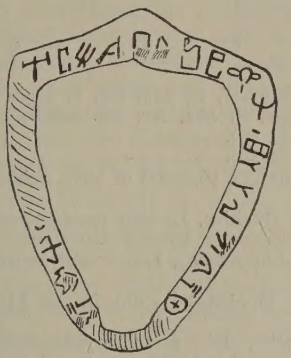
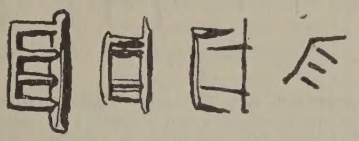


Abb. 4. Spendeschale aus Kalkstein mit Inschrift. Gefunden in Trullos.

Die besterhaltene Inschrift bietet ein Kalksteinschälchen aus Trullos (Evans, a. a. O. I, S. 625, Fig. 462, darnach unsere Abb. 4). Die beiden Libationstische (Abb. 2 u. 3) weisen jeweils am Ende der Inschrift ein Wort auf, das aus vier Zeichen besteht und durch Worttrenner (Punkte oder kleine Striche) von dem Vorhergehenden geschieden ist. Dasselbe Wort findet sich auch am rechten Rande der Spendeschale aus Trullos (Abb. 4). Da das Wort von vier Silbenzeichen gebildet wird, deren beide mittleren gleichlautend sind, da das Wort ferner in zwei Fällen genau wie beim Londoner Beschwörungsspruch am Ende[1] des Libationstextes steht, ist zumindesten die Möglichkeit der Identität von und „$^{r}_{l} \cdot \underset{g}{k} \cdot \underset{g}{k} \cdot \underset{l}{r}$“ gegeben. Ein weiteres Vorkommen dieses Wortes in anderer Schreibung — es steht als einziges Wort am oberen Rande eines Steatitbechers aus Palaikastro (vgl. Evans a. a. O. I, S. 631, Fig. 469, darnach unsere Abb. 1) — bringt die Entscheidung. An Stelle des Zeichens steht das Doppelbeil. Beide Zeichen müssen im Lautwert identisch[2] oder nah verwandt sein (vgl. Abb. 5), für das Doppelbeil ist aber der Lautwert „la“ (akrophonisch von λάβρυς; Λυδοὶ λάβρυν τὸν πέλεκυν ὀνομάζουσιν Plutarch, Quaest. gr. 45) oder „le“ so gut wie gesichtert, da sowohl in der cyprischen Silbenschrift[1], die aus der kretischen abgeleitet ist, wie im lydischen Alphabet der



a b c d

Abb. 5.

a) Hieroglyphe „Torflügel“ nach einem Siegel aus der Provinz Mirabello (Evans, Scripta Minoa I, S. 158, P. 48).
b) Piktographisches Zeichen auf einem Siegel aus Ostkreta (Evans, a. a. O. S. 153, Fig. 22a).
c) Piktographisches Zeichen auf einem Siegel aus Praisos (Evans, a. a. O. S. 150, Fig. 8b).
d) Cyprisches Silbenzeichen „le“ auf einer Grotteninschrift von Kuklia (Alt-Paphos). Nach M. Schmidt, Sammlung kypr. Inschr., 1876, Taf. VIII, N. 3β.

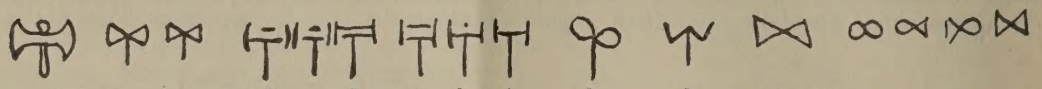
„l“-Laut durch das Doppelbeil ausgedrückt wird (vgl. Abb. 6). Nun hat Hesych in seinem Lexikon neben vielen anderen Relikten der urkretischen Sprache, die, wie drei in griechischem Alphabet abgefaßte eteokretische Inschriften des 6.—4. Jahrh. v. Chr. bezeugen, noch in historischer Zeit gesprochen wurde, auch ein (zu Unrecht verdächtigtes) Wort „λαγαγεῖ“ verzeichnet, das er mit „ἀφρίζει“ = schäumt übersetzt, ohne die Herkunft des Wortes anzugeben. Diese Glosse verhilft, den Sinn der Becherinschrift wie der Libations- und Beschwörungstexte festzustellen. Auf dem Becher steht „er möge schäumen!“ — auch wir sprechen von schäumenden Bechern und Pokalen — auf den Libationstischen und in der Londoner Beschwörung steht „sie mögen schäumen!“ (ob der Wechsel des „Doppelbeil“- und des „Torflügel“-Zeichens eine Änderung des ersten Vokals im Sing. und Plural andeutet?). Die Weihegüsse wie die flüssigen Medikamente sollen zu Ehren der Gottheit schäumen. Die Aussprache des Wortes lautet also wohl „legaga$^{l}_{r}$·“. Die letzte Silbe dürfte die Precativendung enthalten. Nach dem griechischen „λαγαγεῖ“ zu vermuten, schließt der Stamm (falls nicht in der letzten Silbe Wurzeliteration vorliegt) mit der

1) Beim Libationstisch aus Psychro (Abb. 3) folgt nur noch eine Art von Schlußzeichen, dann leerer Raum. Beim Libationstisch aus Knossos (Abb. 2) steht das fragliche Wort an der Ecke des Tisches, wieder folgt eine Art Schlußzeichen, diesmal ein Katzenkopf.

2) Daß in einem aus Hieroglyphen hervorgegangenen Schriftsystem mehrere Zeichen den gleichen Lautwert haben, ist nicht weiter auffällig. Vgl. die ägyptische Schrift!

1) Vgl. meinen Aufsatz „Padî“ in der Bruno Meißner-Festschrift „Altorientalische Studien“ 2. Bd. 1929, S. 274 ff., wo diese Probleme erörtert und die ersten Grundlagen für eine Entzifferung der kretischen Schrift gegeben sind.

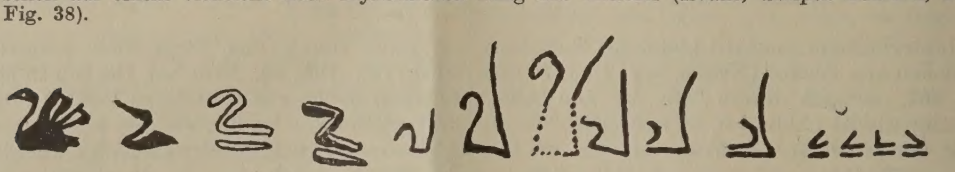
2. Silbe „ga“[1]. Das Zeichen Y hat Evans, Scripta Minoa I, S. 205, Nr. 60, durchaus überzeugend auf die Hieroglyphe des Tintenfisches (Sepia) zurückgeführt. Der heutige griechische Name „kalamari“ für diesen Fisch scheint nur volksetymologisch an „καλαμάριον“ = Schreibfederkasten angeglichen zu sein, weil die Flüssigkeit des Tieres als Tinte Benutzung fand. Hesych überliefert nämlich ein Wort κάλαμα = ὄγκος.



a b c d e f g h i k l m n o p q

Abb. 6.

a) Doppelaxt als kretische Hieroglyphe (Evans, Palace of Minos I, S. 643, Nr. E 36).
b—c) Steinmetzzeichen am Palast von Knossos (Evans, a. a. O. I, S. 134, Nr. 1a und b).
d—f) Kretische Linearschrift A (Evans, a. a. O. I, S. 643, Nr. E 36).
g—i) Kretische Linearschrift B (Evans, a. a. O. I, S. 643, Nr. E 36).
k) Inschrift auf einer flachen viereckigen Marmorschale aus Amorgos (Annual of Brit. School at Athens Vol. III, 1896—97, Tafel V, Nr. 3).
l) Der Buchstabe „λ“ in den lydischen Inschriften (vgl. W. H. Buckler, Lydian Inscriptions Sardis VI, Part II, 1924, S. XII). In derselben Form als Steinmetzzeichen bereits am Palast von Mallia (Kreta) vom Anf. der mittelminoischen Periode (vgl. F. Chapouthier, Les écritures minoennes au palais de Mallia, 1930, S. 77, Nr. 2).
m) Von einer Gefäßinschrift aus Prodromos Botsano (Kreta). Buchstabe steht in der Inschrift senkrecht! (Evans, Scripta Minoa I, S. 12, Fig. 6).
n—q) Die Silbe „le“ im kyprischen Alphabet (vgl. Wilh. Deecke, Die griech.-kyprischen Inschr. in epichorischer Schrift, 1883). Sämtliche Zeichen stehen in den Inschriften senkrecht! Die 8-Form schon auf einem vielleicht noch mykenischen Ring aus Enkomi (Evans, Scripta Minoa I, S. 70, Fig. 38).



a b c d e f g h i k l m n o

Abb. 7.

a) Hieroglyphe „schwimmender Schwan“ nach Siegelabdruck von Knossos (Evans, Scripta Minoa I, S. 159, Fig. 51b).
b) Piktographisches Zeichen auf einer Bronzeaxt aus Delphi (Evans, a. a. O. S. 59, Fig. 35).
c) Piktographisches Zeichen auf einem Tonanhänger (Evans, a. a. O. S. 180, Fig. 122b). Hier im Gegensinn wiedergegeben. Vertikalstrich bedeutet wohl Wasserlinie.
d) Piktographisches Zeichen auf einem Spinnwirtel (?) aus Phaistos (Evans, a. a. O. S. 118, Fig. 52b).
e) Zeichen (Linearschrift A) auf der Spendeschale von Trullos (vgl. unsere Abb. 4).
f) Zeichen (Linearschrift A) auf dem Becher von Palaikastro (vgl. unsere Abb. 1). Hier im Gegensinn wiedergegeben.
g) Zeichen (Linearschrift A) auf dem Libationstisch aus Psychro (vgl. unsere Abb. 3).
h) Zeichen (Linearschrift A) auf dem Libationstisch aus Knossos (vgl. unsere Abb. 2). Hier im Gegensinn wiedergegeben.
i) Zeichen (Linearschrift B) auf der „Namenliste Nr. 87“. Vgl. Bossert „Padi“ a. a. O. Tafel IX, Zeile 5. Pause im Gegensinn nach Originalphotographie.
k) Zeichen (Linearschrift B) auf der „Namenliste“ bei Evans a. a. O. S. 48, Fig. 25. Pause im Gegensinn nach Originalphotographie.
l—o) Cyprisches Silbenzeichen „li“ nach W. Deecke, Die griech.-kyprischen Inschriften, 1883, Schrifttafel. Zeichen kommt, wie ersichtlich, ebenfalls in beiden Richtungen vor und geht vermutlich auf c—d zurück.

1) Den Stamm „lek“ oder „lak“ in dem Namen der flachen Libationsschalen (griech. λεκάνη, λακάνη; lat. lanx) zu suchen läge nahe, wenn dieser Gefäßname nicht, wie O. Schröder (Archiv f. Orientforsch. VI, 1930, S. 111) zeigte, aus sumer. u. akkad. *laḫanu* herzuleiten wäre. Da jedoch schon W. Gaerte (Berl. phil. Wochenschr. 42, 1922, Sp. 888) vorgriech. ἀσάμυνθος = Badewanne mit sumer. asam, babyl. *asammu* = Trinkgefäß, Humpen zusammenbrachte, werden diese Gleichungen für die Prüfung vorgriech. Sprachzusammenhänge im Auge zu behalten sein.

ἰχθύς. Darnach hätte der ursprüngliche Name des Fisches „κάλαμα“ mit dem idgr. (?) Wort „κάλαμος“ (nach Fr. Braun, Die Urbevölkerung Europas 1922, S. 62 ist κάλαμος kaukasisch) gar nichts zu tun, sondern wäre von einem Wort mit der Bedeutung „Krümmung“, „Widerhaken“ abzuleiten, das zu dem Tintenfisch mit seinen Fangarmen und Saugnäpfen gewiß paßte. Ist die Überlieferung bei Hesych richtig, so ergibt sich auch für das Zeichen Y der Lautwert „ka“, „ga“ durch Akrophonie. Ein entsprechendes Silben-

zeichen für „ka“ ist in der cyprischen Schrift nicht mehr erhalten[1]. Wohl aber dürfte das Zeichen mit dem cyprischen Silbenzeichen „li“ (vgl. Abb. 7) identisch sein.

Ist die Übersetzung von „legagali“[2] mit „schäumet“ zutreffend, so erwartet man im Londoner Beschwörungstext eine Angabe der in der ägyptischen Anweisung genannten drei Stoffe, deren „g3š“ (Schaum) Verwendung finden soll. Zunächst das entsprechende kretische Wort für šb, falls die Reihenfolge der Zutaten im kretischen Text der ägyptischen Anweisung entspricht. Das Wort Nr. 5 „$m \cdot n^{t}_{d} \cdot$“ läßt sich als Medikament sofort erkennen, denn es ist nichts anderes als „μίνθα“ = τὸ ἡδύοσμον, unsere Pfefferminze, deren Extrakt schon im Altertume geschätzt wurde, deren Menthol und Menthon, Hauptbestandteile des Pfefferminzöls, noch in der heutigen Medizin eine hervorragende Rolle spielen. Da im Ägyptischen ein Wort für „wohlriechende Pflanze“ šb — allerdings erst spät — überliefert wird, im Griechischen heißt ja die Minze „die süß duftende“, so erhält diese Gleichung[3] die bestmögliche Sicherung.

Auf Abb. 2 wird das Wort vor wahrscheinlich eine Flüssigkeit bedeuten. Es endet auf = ti[4], bzw. „nti“, denn Nasale vor Konsonanten werden im Cyprischen wie im Kretischen nicht geschrieben (vgl. dazu Erscheinungen wie αἴγινθος = αἴγιθος, βόλυνθον = βόλιτον, τέρμινθος = τρέμιθος [cypr. Τρεμιθοῦς], κόρυνθος = κόρυθος sowie das, was E. Diehl im Appendix S. 42 zu J. Huber, De lingua antiquissimorum Graeciae incolarum 1921, gesagt hat). So wird also das 5. Wort „minti“ zu transkribieren sein, zumal die Endung „nti“ des Philisternamens Mitinti durch verschiedene Namen auf kretischen Täfelchen bestätigt wird. Allerdings muß man sich darüber klar sein, daß sich der kretische „t“-Laut in gewissen Fällen dem englischen „th“ genähert hat. Er wurde deshalb von den Griechen meist mit „θ“, von den Juden mit „ס“ umschrieben (vgl. die für die Aussprache aufschlußreichen Gleichungen[1] Προβαλίσιοι für Προβαλίνθιοι, Λαρύσιος für Λαρύνθιος usw. sowie philist. סרן (Stadtfürst) für kleinasiatisches τύραννος, etrusk. Turan [Venus ἄνασσα], maris-turan [Mars τύραννος]). Aus dieser eigentümlichen Aussprache erklärt es sich ferner, wie lydisches ↑ zur Bezeichnung eines „s“-Lautes (vgl. Sardis, Lydian Inscriptions Vol. VI, Part. II, S. XII, Anm. 2) benutzt werden konnte. Für lydisches ↑ sei daher „þ“ (ein scharfer Lispellaut) vorgeschlagen.

In 15 Arten im Mittelmeergebiet verbreitet, ist die Gattung Mentha, von der Kalamintha Cretica nur auf Kreta und Cypern vorkommt, auch mit der Sage der Demeter, einer chthonischen Gottheit, verknüpft. Demeter soll die Minze in ihrem Schmerz verflucht und unfruchtbar gemacht haben[2]. Nach Suidas und Hesych hat „μίνθα“ bzw. „μίνθος“ die Nebenbedeutung von „ἀνθρωπεία κόπρος“ bzw. „κόπρος τῶν αἰγῶν“ (vgl. dagegen das Etymologicum Gudianum „μήποτ' οὖν ἡμεῖς μίνθον κατ' ἀντίφρασιν τήν δυσωδίαν καλοῦμεν“). Kot[3] von Menschen und Tieren ist in den ägyptischen Beschwörungstexten eines der bekanntesten und kräftigsten Abwehrmittel gegen Krankheitsdämone. „Weiche aus meinem Fleische, weiche aus meinen Gliedern, siehe, ich habe Dir Kot zum Fressen gebracht“, heißt es z. B. im Papyrus Hearst Rezept 85. Selbst wenn die Bedeutung von μίνθα = Kot, die auch durch das Zeitwort μινθόω = mit Kot besudeln, bezeugt ist, hier nicht vorliegen sollte[4], dürfte die Minze, als eine von der Demeter verfluchte, dem Hades heilige Pflanze, in unserem Falle nicht als

1) Das ähnliche „u“-Zeichen des cyprischen Syllabars hat, wie wir später sehen werden, einen anderen Ursprung und darf mit unserm „ga“-Zeichen nicht verwechselt werden.

2) Daß Persson (a. a. O. S. 26f.) diese Formel „xerorono“ bzw. „kurorono“ liest und mit Chronos in Beziehung bringt, daß Evans (Palace I, S. 634) als Lautwert ὁλολυγή oder ähnliches vorschlägt, sei hier der Vollständigkeit halber erwähnt.

3) Die Pflanzengattung Mentha ist (nach L. Keimer, Die Gartenpflanzen im alten Ägypten Bd. I, S. 24) in Ägypten bis jetzt nur in einem Grabgewinde der XX.—XXVI. Dynastie in natura nachgewiesen, der ägyptische Pflanzenname noch unbekannt.

4) Über kretisches = cyprisches und ↑ vgl. meinen Sp. 310 Anm. 2 zitierten Aufsatz.

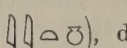
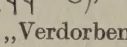
1) Vgl. H. Jacobsohn, Berl. Philol. Wochenschr. Bd. 34 (1914), S. 981. Andere Erklärung bei C. Theander, Eranos XV, 1915, S. 140.

2) Die Sage wird verschieden überliefert. Μίνθα (Μένθη, Μίνθη) erscheint auch personifiziert als Unterweltsnymphe und Beischläferin des Hades. Persephone oder ihre Mutter Demeter mißhandeln sie aus Eifersucht, worauf Hades die Nymphe in jene Pflanze verwandelt. Die Minthe ist dem Hades heilig. In großer Menge soll sie am heiligen Hain der Demeter am Berge Minthe in Triphylien (Peloponnes) gewachsen sein und der Berg davon seinen Namen erhalten haben.

3) Kot auch in flüssigem Zustande! Z. B. Eselskot, in heißem Wasser aufgelöst (vgl. Londoner Papyrus Rezept Nr. 58).

4) Zur Etymologie von μίνθος-μίνθα: Boisacq, Dictionnaire 1916, S. 639, trennt den Pflanzennamen von μίνθος, μίνθα, μινθοῦν = Kot, mit Kot besudeln und gibt für letztgenannte Wortgruppe eine

Medizin, sondern als apotropäisches Mittel gebraucht worden sein.

Das Gleiche scheint von den beiden anderen Mitteln zu gelten. Harn wird zwar in der ägyptischen Medizin auch zum Einreiben benutzt, häufig jedoch den Dämonen zur Abwehr vorgesetzt. Die Dämonen sollen Harn trinken (vgl. Londoner Papyrus, Rezept Nr. 1) und Kot fressen[1]. Das ägyptische Wort ʿw3j.t (), das an erster Stelle genannt ist und „Verdorbenes, Verfaultes" bedeuten könnte, sieht auch ganz nach einem Apotropaion aus, dürfte sich aber nach Abstrich der weiblichen Endung „t" und des anlautenden „ʿ" nur als eine lautliche Angleichung an das kretische Wort Nr. 3 „w3j" () erweisen, dessen Sinn der Schreiber offenbar nicht kannte und das er deshalb mit dem ägyptischen Wort ʿw3j zusammenbrachte. Das Determinativ für „Weg" (w3t, w3), das im kretischen Text hinter „w3j" steht, scheint diese Unsicherheit des Schreibers zu bestätigen und gleichzeitig das Ende des Wortes anzuzeigen.

Als Rest bleibt dann Nr. 4 „i3j"[1] für das Wort Harn (mj.t), das der Ägypter von der Wurzel „Wasser" bildet (vgl. unser „Wasser lassen"). Da die kretischen Wörter für Harn bzw. Wasser nicht überliefert werden, ist die Richtigkeit der Gleichung mj.t = Harn = i3j vorläufig nicht nachzuprüfen. Soviel ist sicher, daß die Wörter „w.j." und „j.j." dieselbe Endung aufweisen. Neben der „—nti"-Endung lernen wir also eine neue kretische Substantivendung im Nominativ (Singularis oder Pluralis?) auf j— mit einem noch unbestimmbaren Endvokal kennen (vgl. dazu die aus dieser vorgriechischen Sprache stammenden Wörter „αἶα, ἀμία, βατία, ἐλαία, ἐστία, κασσία, κυβησία u. a.). Die Übersetzung der letzten vier Worte der kretischen Beschwörung lautet also: „w.j.", Harn, Minze (-trank) mögen schäumen! Die ägyptische Gebrauchsanweisung ist eine wörtliche Übersetzung der letzten vier Wörter des kretischen Spruches.

Die eigentliche Krankheitsbeschwörung, als solche ist der Spruch, der über den Schaum von drei Ingredienzen gesagt werden soll, in der Überschrift ausdrücklich gekennzeichnet, kann also nur in den beiden ersten Worten des kretischen Spruches stecken. Der Ägypter, der den kretischen Spruch in die ägyptische Medizin einführte, mußte ja den Sinn des Spruches gekannt haben! Die Bedeutung dieser zwei Worte ist entweder die, daß die Krankheitsdämone entweichen sollen[2] oder daß die Hilfe einer kretischen Gottheit angerufen wird[3] (vgl. die ägyptische Beschwörung Sp. 304 Anm. 3). Da weder der kretische Name der Krankheit, aus dem — nach ägyptischen Analogien — der Name der Dämonen abgeleitet sein könnte, bekannt ist noch das Verbum für „weichen", „entfliehen", so fehlen in dieser Hinsicht alle Vergleichsmöglichkeiten. Etwas günstiger liegt der Fall, wenn das Wort Nr. 2 „$\overset{k}{g}.\overset{p}{b}.\overset{p}{b}$" den Namen der Göttin Kubaba (Κυβήβη, in hethitischen Texten Kubaba[4]) wiedergeben sollte,

idgr. Ableitung. Schon die bei beiden Worten vorhandene Unsicherheit in der Endung dürfte jedoch auf eine nichtidgr. Sprache hinweisen. Die Bedeutung „Kot" erklärt sich aus dem widerlichen Geruch gewisser mentha-Arten. P. Kretschmer und L. Spitzer stellen μίνθα zu lat. menta (mentha) und mentula (vgl. Glotta XII, 1923, S. 105 u. 283; XVI, 1928, S. 138). Nach A. Meillet, Aperçu d'une histoire de la langue grecque, 1920, S. 43 erklärt sich das „e" in lat. menta schlecht bei unmittelbarer Entlehnung des Wortes aus dem Griechischen. M. vermutet, daß das griech. wie lat. Wort der gleichen unbekannten Sprache entnommen seien (für den e—i Wechsel vergleicht M. noch κυπάρισσος mit cupressus; MSL XV, 1908, S. 162). Herb. Petersson, Griech. u. lat. Wortstudien, 1922, S. 18, erklärt μίνθη für ein Wanderwort aus einer kleinas. Sprache und vergleicht osset. bitna u. georg. pitna = Minze (vgl. R. Meckelein, Georg.-deutsch. Wörterb. 1928, S. 395). Den m—p- Wechsel sieht er durch Dissimilation entstanden (vgl. etwa griech. μόλιβος und lat. plumbum, τέρμινθος = τερέβινθος; weitere Beispiele bei M. Grammont, La dissimilation consonantique, 1895, S. 70 u. 177 sowie bei C. Theander, Eranos XV, 1915, S. 133/34). P. übersieht jedoch, daß osset. bitna, bitina (auch pitna; vgl. W. Miller, osset.-russ. Wörterb. 1929, Bd. II, S. 912) nur eines der vielen Lehnwörter aus dem Georgischen, also einer südwestkaukas. Sprache ist (vgl. W. Miller, Die Sprache der Osseten, Grundriß d. iran. Philol. 1903, Anh. zu Bd. I, S. 10), daß also osset. pitna keinen idgr. Beleg des fragl. Wortes bietet. Ob pitna = Minze noch in anderen kaukas. Sprachen bezeugt ist, bedarf der Nachprüfung.

1) Der Ägypter graute sich davor, in der Unterwelt aus Mangel an Nahrung seinen eigenen Kot essen und seinen Urin trinken zu müssen (vgl. G. Roeder, Urk. z. Relig. d. alt. Ägypten, 1915, S. 207). In vorderasiatischen Texten wird die angeklagte Seele in der Unterwelt zum Essen von Kot und zum Trinken von Urin verurteilt (vgl. E. Ebeling, Tod und Leben nach den Vorstellungen der Babylonier, 1931, S. 18 f.). Kot von Gazellen, Schafen, Rindern, Menschen, Harn von Ziegen und Eseln spielen in vorderasiatischen Rezepten eine große Rolle (vgl. Br. Meißner, Babylonien und Assyrien Bd. 2, 1925, S. 308).

1) Vielleicht ein Lallwort ähnlich pipi, a-a, caca-re, λίλυ (Wasser, lybisch n. Hesych).

2) Das Wort Nr. 1 wäre dann wohl der Dämonenname, das Wort Nr. 2 die Verbalform.

3) Dämonenbeschwörungen durch einfache Nennung von Gottheiten sind auch in Vorderasien nicht unbekannt. Vgl. Br. Meissner, Archiv f. Orientforsch. VI (1930), S. 110.

4) Die Göttin „Kubaba" wird in dieser Schreibung — nach mündlicher Mitteilung Prof. Ehelolfs — in den hethitischen Texten einmal, als „Kupapa"

jener Rhea Kybele, die im kretischen Kulte eine so außerordentliche Rolle spielte und auf die auch der Katzenkopf des Libationstisches (vgl. Abb. 2) hinweisen könnte, was schon Evans vermutet hat. In diesem Falle dürfte das Wort Nr. 1 entweder ein schmückendes Beiwort der Göttin oder ein weiterer Göttername (Sandon? Šantaš?) sein. Der Anruf nichtägyptischer Gottheiten könnte die Tatsache erklären, warum die eigentliche Beschwörung nicht ins Ägyptische übersetzt wurde.

Eine Reihe von Forschern hat vermutet, daß das homerische Epos wie sein Vers, der Hexameter, vorgriechischen Ursprungs sei[1]. Dafür spräche auch die religiöse Verwendung des Hexameters als Orakelvers. Ebenso läßt das Wort „ἐπαοιδή" (so bei Homer Ilias XIX, 457, wo die Söhne des Autolykos das aus der Wunde des Odysseus rinnende Blut „besingen") seiner Herkunft nach (von ἀείδω = singen) eine Beschwörung in Versform erwarten. Es dürfte also mehr als ein Zufall sein, wenn der Londoner Beschwörungsspruch bei Einsetzung von an sich gewiß nicht immer zutreffenden Vokalen und Konsonanten einen regelmäßig gebauten Hexameter mit Spondäen im 3. u. 4. Fuß ergibt:

śanti kupapa waja	jaja minti lekakali
⏑ – – ⏑ – –	– ⏑ – ⏑ – –

Die Hauptcaesur liegt wie meist im dritten Fuß, und zwar hinter der Arsis. Im 5. Fuß ist die an sich kurze Silbe „ti" (vgl. den ersten Fuß) in der Arsis lang vor „l" (wie oft „τε" bei Homer; z. B. Ilias XIV, 164 „ἦ χροιῇ, τῷ δ' ὕπνον ἀπήμονά τε λιαρόν τε").

Die Bedeutung des Londoner Beschwörungstextes als der bis jetzt einzigen ägyptisch-kretischen Bilingue dürfte trotz vielem, was noch hypothetisch bleiben muß, erwiesen sein. Die Auswertung dieses wichtigen Denkmals ist mit dieser Untersuchung erst begonnen. Das Bild, das wir schon jetzt von der kretischen Religion und Medizin aus diesem Zauberspruch erhielten, weicht nur wenig von dem ab, was andere Kulturen dieser Zeit, etwa die Ägyptische, boten. Über die Zugehörigkeit der kretischen Sprache läßt sich nach solchen kargen Proben noch kein Urteil fällen[1].

Im Anschluß an den Londoner Zauberspruch sei eines kretischen Schriftdenkmals gedacht, das in gewissem Zusammenhang mit den Libationstexten steht, dessen Behandlung an dieser Stelle sich also zwanglos einfügt. Es handelt sich um ein rechteckiges, konvexes Siegelplättchen aus Achat, das Evans 1894 in seiner Abhandlung „Primitive Pictographs" (J. H. S. Vol. XIV, S. 299, Fig. 39 = Evans, Scripta Minoa I, S. 157, Fig. 41b = Matz, Frühkret. Siegel Nr. 145) veröffentlichte. Auf der Bildseite verfolgt ein Hund eine Bergziege, die Schriftseite (vgl. Abb. 8) bietet eine zweizeilige

Abb. 8.
Achatsiegel unbek. Herkunft. Brit. Museum.

vielfach und als „Kupawa" einmal in einem mitannischen Texte erwähnt. Jedoch dürfte diese Göttin weder dem eigentlichen hethitischen noch dem babylonischen Pantheon angehören. In altbabylonischen Götterlisten aus den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtaus. v. Chr. (vgl. E. F. Weidner, Arch. f. Keilschr. II, 1924—25, S. 73, Nr. 28) wird „Gubaba" der „Dudu" gleichgesetzt. Diese hinwieder ist (nach A. Deimel, Pantheon Babyl., 1914, Nr. 741) mit der Liebesgöttin Ištar, der Fruchtbarkeitsgöttin Nidaba und der Mutter- und Meergottheit Išḫara (auch die kretische Göttin hat unter anderen Symbolen den Fisch; vgl. im übrigen Meissner, Assyr. u. Babyl. Bd. II, S. 26) identisch. Aus einer von E. Nassouhi (M. A. G. III, 1—2, S. 8) veröffentlichten Cylinderinschrift des Belereš von Šadikanni (um 1000 v. Chr.) ist zu entnehmen, daß die Gubaba neben dem Samnuḫa die Hauptgottheit in dieser am Habur-Fluß gelegenen, der Hauptstadt der Mitanni benachbarten Stadt gewesen ist. Zu Sanheribs Zeiten war im Bel-Šarri-Tempel zu Assur ein Standbild der Gubaba von Šadikanni aufgestellt (Reallex. d. Assyr. I, S. 185). Einer „Dienerin der Kubaba" gehörte ein kürzlich in Ras eš-Šamra gefundenes Siegel (vgl. R. Dussaud, La Lydie et ses voisins, 1930, S. 102 u. Tafel IV, 1). Das Siegel stammt wie die in Ras eš-Šamra gefundenen Gegenstände spätmykenischen Stils, darunter das herrliche Elfenbeinrelief der Fruchtbarkeitsgöttin (vgl. Syria X, 1929, Tafel LVI), aus dem 13. Jahrh. v. Chr. Daß die Göttin Kubaba also in Gegenden, die unter kretisch-mykenischem Kultureinfluß standen, verehrt wurde, ist damit bewiesen. Nach der spätantiken Weltchronik der Joh. Malalas aus Antiochia (6. Jahrh. n. Chr.) soll jedoch das Gebiet um den Kasios (also bei Ras eš-Šamra) sogar von Kretern und Cyprern besiedelt worden sein (vgl. Syria X, 1929, S. 301f.). — Über Κυβήβη = Kubaba vgl. W. F. Albright, Archiv f. Orientforsch. V, 1929, S. 230.

1) Vgl. die Begründung bei A. Meillet, Les Origines Indo-Européennes des mètres Grecs 1923, S. 60 und bei M. K. Meister, Die homerische Kunstsprache 1921, S. 56f. u. 231.

1) Ob das Luische (oder nach Forrer Luvische) der Boghazköi-Texte wirklich die Sprache der -σσος (-ττος) und -νθος Suffixe auf kleinasiatischem Boden ist (Forrer, MDOG 61, S. 23), steht nach J. Friedrich (RLV I, S. 134) noch dahin. Friedrich wie Forrer, Hrozný und Christian (RLA I, S. 83) halten das Luische für eine indogermanische, mit nichtindogermanischen Elementen stärker als das Hethitische durchsetzte Sprache. Kretschmer (Glotta 14, 1925, S. 313 u. 318) hält neuerdings das -νθ-Suffix für protoindogermanisch, und nur das -σσ-Suffix wahrscheinlich für unindogermanisch. Sicher ist das -ινθ-Suffix im Etruskischen nachgewiesen; vgl. Aminθ = Amor, Leinθ = ein meist weibl. Todesdämon (Kretschmer, Glotta 14, 1925, S. 106; 13, 1924, S. 114). So schon bei A. Kannengiesser, Ist das Etruskische eine hethitische Sprache? I. Über das νθ-Suffix im Etruskischen und Griechischen 1908, wo weitere mit Vorsicht zu benutzende Beispiele.

Legende, die aus zwei Wörtern besteht, was bereits Evans (Scripta Minoa I, S. 254) erkannte. Das + unter der Kanne, ein außerordentlich häufiges Zeichen der „piktographischen" Schrift, ist als Worttrenner mit Gewißheit festgestellt. Es gibt den Beginn der Legende und des ersten Wortes an, das in der 2. Zeile mit dem „ga"-Zeichen schließt. Das zweite Wort besteht, wie die beiden Kreuze zeigen, nur aus dem Ideogramm „Doppelbeil". Wie in zahlreichen anderen Fällen bezeichnet es das Kultsymbol der Doppelbeilgottheit. Die Libationskanne in der ersten Zeile, als solche schon von Evans erkannt, wie die beiden letzten Silben des ersten Wortes „gaga" lassen vermuten, daß es sich um eine mit „lagaga" zusammenhängende Wortform handelt, denn das cyprische Silbenzeichen „la" ist offenbar, wie schon Sundwall u. a. behaupteten, nur eine Abbreviatur der Libationskanne (vgl. unsere Abb. 9). Mit dem 2. Zeichen, einem grob stilisierten Vogel mit geöffnetem Schnabel und Schwimmfüssen (?), ist nichts anzufangen, da dieses Zeichen sonst nicht belegt ist. Ebensowenig ist vorläufig zu entscheiden, ob die Libationskanne hier als Determinativ gebraucht ist, der phonetisch zu lesende Wortteil also erst mit der Vogelhieroglyphe beginnt, oder ob der Vogel als 2. Wortsilbe etwa ein „Infix" darstellt. Als Übersetzung des Siegels sei „Libierend dem Doppelbeil" vorgeschlagen, was sowohl als Name — ganze Sätze sind ja als ägyptische wie als vorderasiatische Personennamen überaus häufig — wie als Berufsbezeichnung einer Libationspriesterin unbedenklich erscheint. Wie kretische Priesterinnen dem Doppelbeil libierten, ist z. B. auf dem Sarkophag von Hagia Triada dargestellt (Bossert, Altkreta², Abb. 74).

Soviel dürfte sich jedenfalls aus der Siegelinschrift mit Sicherheit ergeben, daß bereits zur Zeit der „piktographischen" Schrift Klasse B, zu der das Siegel gehört, also etwa 1800 bis 1700 v. Chr., die kretische Schrift ihren rein ideographischen Charakter verloren hatte. Neben Determinativen und Ideogrammen stehen in dieser Schriftgattung schon Silbenzeichen, die kretische Schrift befand sich also damals etwa auf der Stufe der ägyptischen Schrift, von deren System sie, wie Evans, Sundwall u. a. zeigten, Anregungen empfangen hatte. Ist unsere Lesung und Deutung des Siegels zutreffend, so würde damit auch die ununterbrochene Fortdauer der „eteokretischen" Sprache von den ältesten Schriftdenkmälern an bis zur Linearschrift bewiesen sein.

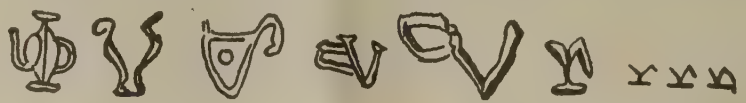


Abb. 9.

a) Hieroglyphe „Libationskanne" nach Evans, Scripta Minoa I, S. 157, Abb. 41b (= unsere Abb. 8).
b) Piktographisches Zeichen nach Evans, a. a. O. S. 177, Fig. 177c.
c) Piktographisches Zeichen nach Evans, a. a. O. S. 180, Fig. 122b. (Zu dem Libationsgefäß mit abstehendem, unten nicht anliegenden Henkel vgl. Nilsson, Minoan-Mycenaean Religion S. 226, Fig. 69.)
d, e) Piktographische Zeichen nach Evans, a. a. O. S. 118, Fig. 52 a u. b.
f) Cyprisches Silbenzeichen „la" nach R. Meister, kyprische Sakralinschrift (Sitzungsber. d. Pr. Ak. d. W. 1910, Tafel I, Zeile 4). Das cyprische Zeichen geht offenbar auf eine Form, die zwischen b u. c steht, zurück. Sie bezeichnet noch den Gefäßfuß wie b, hat aber schon die spitze Gefäßform und den nicht anliegenden Henkel wie c.
g) Cyprisches Silbenzeichen „la" nach R. Meister, Inschriften aus Rantidi (Sitzungsber. d. Pr. Ak. d. W. 1911, S. 632).
h, i) Cyprische Silbenzeichen „la" nach W. Deecke, Die griech.-kypr. Inschr., 1883, Schrifttafel.

Für die Geschichte der cyprischen Silbenschrift ergibt sich aus unserer Untersuchung Folgendes. Die cyprische Silbenschrift geht mittelbar oder unmittelbar auf die „piktographische" kretische Schrift zurück. Das beweist die Schriftrichtung der cyprischen Schrift, die wie die piktographische Schrift (im Gegensatz zu den späteren beiden Linearschriften) linksläufig oder bustrophedon, seltener rechtsläufig ist. Das beweisen die bis jetzt untersuchten cyprischen Silbenzeichen „le" (zwei verschiedene Zeichen), „la", „li", „pa" und „ti". Die Lautwerte in der piktographischen und der cyprischen Schrift scheinen (mit geringen Abweichungen?) dieselben zu sein. Daß es in der kretischen Schrift, wie in jeder Hieroglyphenschrift, mehrere Zeichen gleichen phonetischen Wertes gab, zeigt die cyprische Silbenschrift, die für 6 Zeichen (in Paphos und Rantidi) je zwei verschiedene Silbenzeichen überliefert hat.

Die Inschrift einer spätmykenischen Bügelkanne (etwa 1200 v. Chr.) aus Orchomenos (vgl. unsere Abb. 10) läßt weitere Schlüsse über die Abstammung der cyprischen Schrift zu. Die Inschrift besteht aus vier Zeichen, denen drei Punkte und ein Strich folgen. Wie bereits Evans (Scripta Minoa I, S. 57) nachgewiesen

hat, gehen sämtliche Zeichen auf kretisch-piktographische Zeichen zurück[1]. Auch die Zahl 31, als solche sind die drei Punkte (jeder Punkt ein Zehner) und der Strich (Einer) nach zahlreichen kretischen Abrechnungen schon von Evans erkannt worden, wird, wie ebenfalls

Abb. 10. Spätmykenische Bügelkanne mit Inschrift aus Orchomenos.

Evans betont, nur im hieroglyphisch-piktographischen und im frühen linearen A-System so geschrieben, während später die Zehner durch wagrechte Striche ausgedrückt werden (vgl. über die kretischen Zahlzeichen jetzt auch F. Chapouthier, Les écritures minoennes au palais de Mallia 1930, S. 53f.).

Die vier Zeichen finden aber nicht nur in der kretisch-piktographischen Schrift sondern

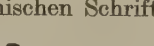


Abb. 11. Dieselbe Inschrift in cyprischer Transkription nach der Schrifttafel von Deeke.

auch in den cyprischen Silbenzeichen, denen sie bis auf kleine Einzelheiten gleichen, ihre Parallelen (vgl. unsere Abb. 11). Setzt man die entsprechenden cyprischen Silbenwerte ein, so ergibt die Inschrift von Orchomenos folgendes Lautbild:

„ti-u-ro-ja 31" oder in griech. Buchstaben „θι-οῦ ῥο-ιά 31".

Sprachgeschichtlich überraschend ist bei dieser Inschrift nur der kontrahierte Genetiv θιοῦ; man hätte um 1200 v. Chr. eine vollere Form erwartet. Da jedoch der kontrahierte Genetiv schon bei Homer häufiger verwendet wird (vgl. die Statistik von Cavallin in den Mélanges Graux 1884, S. 557ff.) und auch in anderen Dialekten früh bezeugt ist, muß diese kontrahierte Form sich in einigen Dialekten wesentlich früher als in anderen durchgesetzt haben[1].

Im Übrigen bietet die Inschrift keine sprachlichen und religionsgeschichtlichen Unmöglichkeiten. Artikellosigkeit war zu erwarten. Die Form θιός für θεός wird in verschiedenen griechischen Dialekten überliefert[2]. Homer kennt θεός in der Bedeutung „Gott, Göttin, Gottheit"; bei Homer ist auch das Wort ῥοιά für Granatbaum belegt, der sich im Garten des Phäakenfürsten Alkinoos (Od. VII, 115) wie unter den dem Tantalos entschwindenden Bäumen (Od. XI, 589) findet. Das Wort ῥοιά dürfte im übrigen ein kretisches Lehnwort (vgl. Huber a. a. O., S. 25) der Gattung „waja", „jaja", das „ι" also ursprünglich konsonantisch sein.

Die aus einem rauheren Klima einwandernden Griechen lernten den Granatbaum, der noch heute in Griechenland und auf den Inseln des griechischen Archipels wild vorkommt, dessen Heimat nach V. Hehn (Kulturpflanzen [8], 1911, S. 247) sicher Vorderasien und ein Teil der Balkanhalbinsel ist, erst in Griechenland kennen. Das Wort ῥοιά steht sprachlich isoliert. Der Granatbaum und seine Frucht heißen im Akkadischen nurmû (vgl. armen. nowṙn), außerdem aber auch armânu[3], dem sich hebr. רִמּוֹן, die

1) Im einzelnen bedürfen die Ableitungen Evans' auf Grund eines reicheren Materials allerdings einer Nachprüfung.

1) Nach Cavallin ist das Verhältnis der homer. Formen auf -οιο zu denen auf -ου wie 1787 : 1823. Nach K. Witte (Pauly-Wissowa 8, 2, 1913, Sp. 2219ff.) wird dieses Ergebnis jedoch noch dadurch berichtigt, daß Genetive auf -ου von insgesamt 419 Worten, auf -οιο dagegen von 308 Worten gebildet werden. Die Formen auf -οιο sind nur durch die Gunst des Metrums erhalten geblieben. Ob -οιο oder -ου häufiger erscheint, richtet sich nach der prosodischen Beschaffenheit der Nomina (Witte, Glotta 5, 1914, S. 47). Nach Witte wie Bechtel (Die griech. Dialekte I, 1921, S. 177f.) sind die Genetive auf -οιο im Epos äolischen Ursprungs. Außer bei Homer sind solche Genetive nur in bestimmten Teilen von Thessalien erhalten.

2) Im Lakonischen, Böotischen, Thessalischen und Kretischen. Das Lakonische kennt auch die Nebenform σιός (acc. σίν), die im Hinblick auf das oben über den vorgriech. „t"-Laut gesagte von Interesse ist.

3) Über nurmû vgl. R. C. Thompson, The Assyrian Herbal, 1924, S. 176 ff, § 39. Thompson leitet hebr. רִמּוֹן unmittelbar von nurmû ab. In dem Wort armânu sieht er nicht den Granatapfel, sondern die Aprikose (S. 179). Die Gleichung nurmû = armen. nowṙn von E. Ebeling (Arch. f. Gesch. d. Mediz. 14, 28, N. 1) Auch bei Brockelmann, Lexic. Syriac.[2]. — Nach Mitteilung Prof. Ehelolfs werden zwar in hethit. Texten 30 goldene nurmu in Form von Einlagen erwähnt. Offenbar war jedoch das Klima für den Anbau des Granatbaums im Hethiterreich ungeeignet. Kultlich scheint der ḫašḫuru-Baum, gewöhnlich mit Apfelbaum übersetzt, an seine Stelle getreten zu sein. Nach dem „Ritual für die Fundamentlegung zu einem

übrigen semitischen Sprachen und kopt. (h)erman anschließen.

In Ägypten scheint der Granatbaum (inhmn; nach den verschiedenen Schreibungen zu urteilen ein Fremdwort, das vielleicht „armânu" wiedergeben sollte) erst seit der 18. Dynastie bekannt zu sein. Von da ab finden sich Granatäpfel in Gräbern, werden Granatblüten zu Grabguirlanden benutzt (vgl. L. Keimer, Die Gartenpflanzen im alten Ägypten Bd. I, 1924, S. 47f., 104f., 151f., 180f. u. 187). In der Beschreibung des Gartens des Enene (um 1560 v. Chr.) werden unter etwa 500 Bäumen auch fünf Granatbäume erwähnt. Amenophis IV. schenkt dem Burraburiaš Anhänger (?) in Form von Granatäpfeln[1] (nurimtu) aus Silber und Elfenbein; Tušratta schickt Amenophis IV. fünf Granatäpfel (nurmâ) aus Edelstein, sieben Granatäpfel aus Gold, wie wir aus den Amarnabriefen erfahren (Amarna-Tafeln 14, II, 47; 14, IV 6; 25, II 4; 25, II 38). Ägyptische Darstellungen des Granatbaums sind nicht selten, bei der Neigung der Ägypter, Bäume zu schematisieren, jedoch vom botanischen Standpunkte aus meist wenig befriedigend. Die beste ägyptische Darstellung des Granatbaums ist wohl die auf einer Gartendarstellung der 18. Dynastie (Erman-Ranke, Ägypten 1922, S. 207, Abb. 56, Mittelreihe, zweiter Baum von links); die kugelrunden, von einem lederartigen Kelch gekrönten Früchte sind gut beobachtet, dagegen kommt weder der strauchartige Charakter des Baumes noch die Tatsache, daß die Früchte — entsprechend den oft zu dreien stehenden Blüten — vielfach in Büscheln zu dreien hängen, zum Ausdruck. Unter den Darstellungen, die Thutmosis III. um 1476 v. Chr. im kleinen Säulensaal des Festtempels zu Karnak nach aus Syrien mitgebrachten Pflanzen hatte anbringen lassen, sind ausgezeichnete Wiedergaben von Granatäpfeln zu sehen (vgl. Wreszinski, Atlas II, 28, Nr. 3; 29, Nr. 11; 30, Nr. 1; 31, Nr. 43). Hier, wo es auf botanische Treue ankam, hat der Künstler genauer beobachtet und auch Büschel mit drei Früchten dargestellt (vgl. unsere Abb. 12, der rechts eine Zeichnung eines Granatapfels nach Meyers Lexikon gegenübergestellt ist). Daß der Granatbaum in Ägypten damals immerhin noch selten anzutreffen war, dürfte aus diesen Darstellungen zu schließen sein.

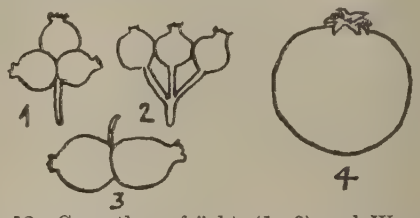


Abb. 12. Granatbaumfrüchte (1—3) nach Wreszinski Atlas II, Tafel 30. Granatapfel (4) nach Meyers Lexikon.

In Vorderasien ist der Granatapfel heimisch. Man unterscheidet nach den Texten süße, sehr süße und saure (bittere) Arten. Die Früchte finden beim Opfer, bei der Ernährung sowie in der Medizin mannigfaltige Verwendung. Deutlich erkennbare Darstellungen des Baumes innerhalb der Landschaft kommen erst spät vor (vgl. Layard, Monuments II, 15; vgl. jedoch Weber, Altor. Siegelbilder Nr. 515 aus dem 4. (?) Jahrtaus.), ebenso sind Darstellungen des Granatapfels als Speisefrucht auf die spätere assyrische Zeit beschränkt (vgl. Layard, Mon. II, 8, 9; Br. Meissner, Babyl. u. Assyr. Bd. I, S. 414, Abb. 130 u. Tafelabb. 45). Dagegen wird der Granatbaum schon um 3000 v. Chr. auf elamischen Siegeln als heiliger Baum verehrt und seine Frucht stellt ein heiliges Symbol dar (vgl. Mémoires de la Mission archéol. de Perse, Bd. XVI, Pl. IV, Fig. 70, 71; Pl. VIII, Fig. 138; Pl. XII, Fig. 193, 204). Auch in die protoelamische Schrift ist der Granatapfel übergegangen (vgl. a. a. O. Bd. XVII, S. 57—58, Zeichen 1334 bis 1365). In Assur kamen Elfenbeineinlagen zu Tage, aus denen sich ein ganzer Wald von heiligen Granatbäumen — 18 Granatbäume sind erhalten und als „Lebensbäume" charakterisiert — zusammenstellen läßt. Neben diesen 18 Granatbäumen scheinen 3 andere heilige Bäume fast bedeutungslos zu sein. Flügelstiere (drei erhalten) flankierten die heiligen Bäume; bärtige Berggottheiten (drei in Resten erhalten) ließen aus je vier Gefäßen „Lebenswasser" fließen, vielleicht um die heiligen Bäume zu benetzen. Diese noch unveröffentlichten Reliefs des Vorderas. Mus. zu Berlin stammen nach Andrae aus der Zeit um 1400 v. Chr. Ohne Frage stellen sie das künstlerisch eindrucksvollste Denkmal des Granatbaumkultus dar. Im 1. Jahrtaus. v. Chr. findet sich dieser Kult auf assyrischen Siegeln überaus häufig (vgl.

Gotteshaus" (KBo IV, 1 u. KUB II, 2) wurden 16 Apfelbäume, 4 aus Silber, 4 aus Gold, 4 aus Eisen, 4 aus Bronze im Tempelfundament vermauert. In einem anderen Texte (Mitt. Prof. Ehelolfs) ist eine Art Opfertisch aus dem Holze dieses Baumes verfertigt.

1) Diese erinnern an die aus Granatäpfeln bestehende goldene Kette aus Mykenai (Bossert, Altkreta², S. 217, Abb. 307, Georg Karo, Die Schachtgräber v. Mykenai, 1930, Tafel XXII), sowie an die hocharchaischen rhodischen Goldbleche mit der πότνια θηρῶν, an denen goldene Bommeln in Form von Granatäpfeln hängen (vgl. Poulsen, Der Orient u. die frühgriech. Kunst S. 142 Abb. 159, S. 145 Abb. 168, 169 sowie G. Zervos, Rhodes, 1920, Pl. 2 Fig. 4, Pl. 29 Fig. 687 IV, V, IX). — In Assur sind Fayenceanhänger in Granatapfelform (aus der 2. Hälfte des 2. Jahrtaus.) gefunden worden (Mitteilung von Prof. Andrae).

z. B. L. Delaporte, Cat. des Cyl. Orient. Bibl. Nat. 1910, Pl. XXVI, 378, 383; W. H. Ward, Seal Cyl. Fig. 679, 695; Unger, Assyr. u. Babyl. Kunst, Abb. 46; Archiv f. Orientforsch. V, 1929, Taf. XI Abb. 2 u. S. 228, Abb. 12). Auf assyrischen Reliefs halten Priester und Adoranten Granatbüschel mit drei Früchten (vgl. Lübke-Semrau, K. d. A.[15], I, S. 72, Abb. 105; Hunger-Lamer, Altoriental. Kultur im Bilde[2], Abb. 104) oder eine einzelne Frucht (Br. Meissner, Babyl.-Assyr. Plastik, S. 140, Abb. 233). Für die religiöse Bedeutung des Granatapfels spricht auch seine symbolisch-dekorative Verwendung (vgl. Andrae, Farbige Keramik aus Assur, Abb. 38—42 u. Tafel 33, 34; E. Bonavia, The Flora of the Assyr. Mon., S. 105, Fig. 42; Poulsen, Der Orient u. die frühgriech. Kunst, S. 69, Fig. 71; Andrae, Das Gotteshaus und die Urformen d. Bauens im alten Orient, 1930, S. 42 Abb. 31—32). Auch in der Perserzeit, z. B. im Palast von Persepolis, ist der Granatapfel ein Dekorationselement. Nach Herodot (VII, 41) trug die Leibwache des Xerxes mit goldenen und silbernen Granatäpfeln verzierte Speere.

In der assyrisch beeinflußten jüdischen Kultur der gleichen Zeit dienten dem salomonischen Tempel (10. Jahrh. v. Chr.) eherne Granatäpfel als Säulenschmuck, am Saum des hohepriesterlichen Gewandes waren Granatäpfel aus verschiedenfarbigem Stoff aufgenäht. Die Siegelinschrift des Ḥananjahu umgibt ein Kranz aus Granatäpfeln (vgl. H. Greßmann, Altorient. Texte u. Bilder z. Alt. Test., 1927, Tafel CCXXVI Nr. 583). In Karthago sind Stelen mit Granatbaumdarstellungen und Säulen, auf denen jeweils ein Granatapfel ruht, nicht selten (vgl. Perrot-Chipiez, Bd. III, S. 460, Fig. 335, Bd. IV, S. 324, Fig. 167 u. S. 325, Fig. 168; E. Bonavia, The Flora of the Assyr. Monum., 1894, S. 125, Fig. 59).

Der Granatbaum bzw. seine Frucht als Symbol der Fruchtbarkeit wie der chthonischen Gottheiten ist bekannt genug. Der Granatapfel ist das Attribut der Aphrodite wie der Persephone. Schon in sumerischen Liebeszaubern verleiht die nurmû-Frucht geschlechtliche Kraft (vgl. E. Ebeling, Liebeszauber im Alten Orient 1925), auf den Gräbern griechischer Heroen wuchsen Granatbäume (vgl. J. Murr, Die Pflanzenwelt in der griech. Mythologie 1890, S. 50ff.), in einem geometr. Grab zu Korinth hat man kürzlich eine Vase in Granatapfelform gefunden (vgl. Illust. London News Vol. 177, Nr. 4764 v. 9. Aug. 1930 S. 245 Fig. 8). Bräuche bei vielen Völkern lassen noch heute die alten Symbole[1] erkennen.

1) Noch heute wird in gewissen Gegenden Indiens der Granatbaum bei Lebensbaumdarstellungen bevorzugt. Das islamische Kunstgewerbe, unter dessen dekorativen Elementen der Granatapfel eine große Rolle spielt, hatte dieses Motiv in alle Himmelsrichtungen verbreitet. Über die Symbolik des Granatapfels vgl. J. Löw, Die Flora der Juden III, S. 105f., über die erot. Symbolik vgl. Nork, etym., symb., mythol. Realwörterb. Bd. I S. 97. — In einem Liebesgedicht des N. R. (Erman, Die Literatur d. Ägypt., S. 311 f.), auf das L. Keimer aufmerksam macht, spricht der Granatbaum über das geliebte Mädchen „Meine Körner gleichen ihren Zähnen und die Gestalt (meiner Früchte) ihren Brüsten. (Ich bin der Beste) des Baumgartens, ich bleibe zu jeder Jahreszeit . . . . Alle (Bäume) vergehen außer mir in dem Garten, ich daure zwölf Monate lang . . . . und fällt die Blüte ab, so ist die des vorigen Jahres noch an mir [nämlich an der Frucht, die vom Blütenkelch bekrönt wird]." — Auch in der arabischen Poesie (1001 Nacht) werden die Brüste mit Granatäpfeln verglichen. Im Sumerischen dagegen mit den Knieen, die Brüste mit Feigen (vgl. St. Langdon, Sumerian Liturgies and Psalms, 1919 S. 341).

In Lykien zeigt die Westseite des „Harpyien"-Grabmonumentes zu Xanthos eine sitzende Göttin, die an einer Granatblüte riecht und in der linken Hand einen Granatapfel hält. Vor ihr stehen drei Priesterinnen, darunter eine mit Granatblüte und Granatapfel. Religionsgeschichtlich gehört diese Darstellung zu einer Gruppe kleinasiatischer Denkmäler, die inhaltlich der kretisch-mykenischen Kunst am nächsten stehen.

In Paphos auf Cypern, wo sich der mykenische Aphroditekult mit seinen Kultbauten und Riten, wie Chr. Blinkenberg (Le temple de Paphos 1924) zeigte, bis in die Spätantike erhalten hat, fand Ohnefalsch-Richter einen Granatapfel aus Ton in natürlicher Größe, Bildwerke cyprischer Tempelknaben hielten Granatäpfel in den Händen. Aphrodite selbst soll, wie der Komödiendichter Eriphos angibt, auf Cypern diesen „einzigartigen" Baum angepflanzt haben (CAF 2, 438—430). Noch heute wirft in Cypern der Bräutigam gegen die Türpfosten des Hochzeitshauses einen Granatapfel. Die herausfallenden Samen sollen reichen Kindersegen bedeuten (Magda Ohnefalsch-Richter, Griechische Sitten und Gebräuche auf Cypern, S. 234).

Im kretisch-mykenischen Bereiche ist der Kult des Granatbaumes[1], der mit dem einer

1) In der griechischen Kultur lebt diese Granatbaumverehrung in den „Rhoiai" und der „Rhoio" fort (vgl. Roscher, Mythol. IV 119 u. 121; Pauly-Wissowa II 1, 1914, Sp. 1004ff. [Ῥοιώ] und II 4, 1923, Sp. 2209f. [Side]). Ein arkadischer Götterpfeiler des 4.—3. Jahrh. v. Chr. zeigt als einzigen Schmuck einen Granatapfel (Ephemeris 1911, S. 153, Fig. 8 = P. Jacobsthal, Kelt. Grabpfeiler, Schumacherfestschrift 1930, Tafel 21, 2). „Die weitere Entwicklung (des Baumkultus) führte dahin, daß man sich die Bäume beseelt vorstellte und von weiblichen Wesen bewohnt, Baumgeistern, die an ihr Gedeihen gebunden waren und mit ihnen lebten, ähnlich wie man auch den Quellen eigene Nymphen zuschrieb" (vgl. L. Weniger, Altgriechischer Baumkultus, 1919, S. 8).

Göttin verbunden ist, durch eine Reihe von künstlerisch wie religionsgeschichtlich wichtigen Darstellungen, auf die an anderer Stelle eingegangen wird, bezeugt. Ein Siegel, auf dem der Granatbaum am leichtesten zu erkennen ist, sei hier wiedergegeben (vgl. Abb. 13; nach M. Nilsson, The Minoan-mycenaean Religion, S. 230, Fig. 72. Zur Kontrolle für Einzelheiten vgl. Lichtdruck ebenda Taf. I, Nr. 4). In der Mitte steht offenbar die Göttin selber, links eine Priesterin mit adorierend erhobenen Händen, rechts scheint eine andere Priesterin einen

Abb. 13. Kretischer Goldring (vergrößert). Mus. zu Kandia.

Gestus über einem altarartigen Bau vor einem Granatbaum auszuführen oder eher nach dem Stamme des Baumes zu greifen. Göttin wie Priesterinnen zeigen sich mit entblößten Brüsten, in bekannter kretisch-mykenischer Kulttracht, die vielleicht auf die Symbolik der Granatäpfel Bezug nimmt. Die Szene ist vom Künstler in einen Granatbaumhain verlegt, der durch zwei oder drei Granatbäume vorgestellt wird. Zwei dieser Bäume haben „Altäre", vom dritten Baum ist Stamm und „Altar" nicht sichtbar. Die strauchartigen Granatbäume mit ihren zu dreien hängenden kelchgekrönten Früchten sind vom Künstler auf engstem Raume glänzend charakterisiert.

Bronzene Dreifüße und Kesselwagen, deren Anhänger Granatapfelform zeigen oder zeigten, werden jetzt erst als Kultgeräte des Granatbaumes bezw. seiner Göttin verständlich. Das bislang schönste und älteste Beispiel (13. Jahrh.) wurde kürzlich in der Bibliothek in Ras eš-Šamra gefunden (Syria X, 1929, Tafel LX Abb. 1). 15 Granatfrüchte hängen dort an den ringförmigen Ösen. Nicht viel später (um 1200) ist der Dreifuß aus Enkomi in Cypern (E. Hall, Excavations in Eastern Crete, 1912, Pl. XXXIV, Abb. 3) sowie der Dreifuß aus Kurium (Cesnola-Stern, Cypern, Taf. LXX Abb. 1), dessen Anhänger wie bei den beiden cyprischen Kesselwagen (Winter, Kunst d. homer. Zeit S. 108 Abb. 2 u. 5) abgefallen sind. Ein etwas späterer Dreifuß aus Cypern (Winter a. a. O. S. 108 Abb. 6) zeigt die Granatanhänger in verkümmerter Form. Bei einem der griechischen, bereits geometr. Stabdreifüsse aus Athen (Winter S. 109 Abb. 3) sind die Anhänger abgefallen, beim andern aus Tiryns bestehen sie aus 4 Vögeln (Tauben?) und 4 Granatäpfeln (Deltion II, 1916, Tafel I Abb. 21; Archaeol. Anz. 1916 Sp. 145).

Nach all' dem bietet unsere Gefäßinschrift folgende Erklärungsmöglichkeit. Das Gefäß gehörte den Priesterinnen eines einer Göttin heiligen Granatbaumhaines zu Orchomenos. Die Priesterinnen waren Griechinnen, der Kult selbst von den Ureinwohnern übernommen. Für jeden Baum des Haines — entsprechend den einzelnen „Baumaltären" — war ein besonderes Gieß- oder Libationsgefäß vorhanden; das unsrige also für den Baum 31 bestimmt[1].

Daß einfache Kultgefäße, die keine Weihgeschenke darstellen, das Kultsymbol der Gottheit als Eigentumsmarke tragen, ist im kretisch-mykenischen Kulturkreise recht häufig. Die Anthropomorphisierung der Symbole war noch keineswegs durchgeführt: Das Doppelbeil stand für die Doppelbeilgottheit, die Schlange (im Ägyptischen Determinativ für Göttin!) für die Schlangengöttin usw. Von benachbarten Kulturen scheint diese Art der Gefäßkennzeichnung übernommen worden zu sein. Ein auf Cypern gefundenes spitz zulaufendes, wohl zum Eingraben bestimmtes unverziertes Vorratsgefäß mit zwei Ösenhenkeln (Cesnola, Salaminia[2], 1884, S. 224, Fig. 258) hat auf dem Bauch folgende phönizische Inschrift: „בלחמן",

1) 70 Libationsgefäße sind z. B. auf dem Rand eines cyprischen, der Muttergottheit dienenden Bronzegefäßes (B. S. A. XVIII, Pl. VIII) mykenischer Zeit dargestellt. — Daß ein heiliger Hain aus einer ganzen Anzahl von verehrten Bäumen besteht, beweisen z. B. die Reliefs aus Assur. Auf einem bronzenen Votivtablett aus der Höhle von Psychro (Evans, Palace I S. 632, Abb. 470) ist ein Hain mit vier Bäumen und ihren Altären in primitiver Weise dargestellt, davon ein größer gezeichneter Baum mit Hauptaltar(?). Dieser Hain war, wie die Symbole zeigen, der Taubengöttin, der πότνια θηρῶν, geweiht. — Über den „altgriechischen Baumkultus" im allgemeinen äußert sich L. Weniger (S. 7 f.) wie folgt: „Lange bevor die Griechen sich anschickten, Tempel zu bauen, hatte man den Göttern Landstücke ausgesondert und eingefriedet. Haine von Bäumen, wie sie die Gegend hervorbrachte, verliehen dem Temenos besonderen Wert. Waren ganze Wäldchen heiliger Grund, wo alles unter der Weihe des Göttlichen lag, so galten doch einzelne Bäume als Bevorzugte. Das gläubige Volk nahete solchen Bäumen mit andachtsvoller Scheu und widmete einem jeden sorgfältige Pflege. Wer sich unterstand, einen heiligen Baum gewaltsam zu verletzen, oder wer ihn gar zu fällen wagte, der galt bei allen Menschen als ruchloser Frevler und hatte die Rache der Gottheit zu gewärtigen."

die mit „Gott des חמן“ (gewöhnlich hebr. חַמָּן = „Sonnensäule“ oder „πυρεία“ gleichgesetzt; von andern als der „glühende“ Gott oder, bei der Kilamu-Inschrift von Sendschirli, als Gott von „Amanus“ gedeutet) zu übersetzen ist (vgl. M. Lidzbarski, Hdbch. d. nordsem. Epigraphik, S. 239, 276, 333 unter „בעלחמן“, „חמן“ und „עבדחמן“ sowie ders., Ephemeris III, S. 236). Wie auf der Orchomenosinschrift ist der Gott und sein Kultsymbol genannt. Das eine Wort im Nominativ, das andere im Genetiv. Weihinschriften liegen bei beiden Gefäßen nicht vor; bei dem phönizischen dürfte dann die Präposition ל nicht fehlen.

Die Orchomenosinschrift bietet ein in mancher Hinsicht selbständiges festländisches Schriftsystem, das sich aus der kretisch-piktographischen Schrift — offenbar ohne wesentliche Beeinflussung von den späteren Linearschriften A und B — entwickelt hatte. Die „minysche“ Schrift steht der cyprischen Silbenschrift so nahe, daß die Annahme, die cyprische Silbenschrift sei aus einem ähnlichen festländischen System hervorgegangen, berechtigt erscheint. Wie auf Cypern die Silbenschrift für die griechische und autochthone Sprache[1] benutzt wurde, diente auch im mykenischen Griechenland diese Schrift zum mindesten zur Wiedergabe von zwei Sprachen. Die Überlieferung, der böotische Heros Kadmos habe die Schrift erfunden, gibt vielleicht einen Fingerzeig, wo das Zentrum der festländischen Schrift zu suchen ist.

Some Unknown Mohammadan Illustrated Manuscripts in the Library of the Topkapu Sarayi Müzesi at Istanbul[2].

By Mehmet Aga-Oglu.

The worthy student of Islamic miniature painting, Sir Thomas W. Arnold, says in his excellent study "Survival of Sasanian and Manichaean Art in Persian Painting" (Oxford, 1924, page 2) that "the student of Persian painting finds his materials not in Persia itself, but in London and Oxford, or, if he can go farther afield, in Paris and Boston and New York". In reality, in Persian of today, according also to a report coming from Professor Dr. Ernst Herzfeld, in Ephem. Orient. (O. Harrassowitz, 28. Jan. 1926) and as I can state from my own experience, there is almost nothing preserved. But besides these aforementioned collections in European and American cities, there is another one in Istanbul which will become the place of research of the future, and the systematic study of which promises to open to us new horizons of knowledge of Islamic Book art. This collection is the manuscript library of the old imperial palace, Topkapu Sarayi, which thanks to the efforts of the General Director of the Istanbul Museums, Dr. Halil Edhem Bey, is now organized as a museum, where I myself had in past years an oppurtunity to work. This collection, today the richest and most important of the Orient, consists of several thousands of Persian, Arabian and Turkish manuscripts which in the course of centuries have been brought together from all lands and all times of the Islamic world, and contains many hundreds magnificent illustrated and illuminated works, which until now have been entirely unknown to art students and from which we shall here mention only a few Persian specimens.

First of all, let us consider the splendid example of the famous Persian historian, Faḍl-allāh Rashīd ed-Dīn, *Ǧāmiʿ at-Tawārīḫ*. Up to the present only two old illustrated copies of this work were known; one of these is an Arabian version of the year 1314, separated into two parts, one in the Royal Asiatic Society in London (Arabic No. 26), the other in the Edinburgh University Library (Arabic No. 20). The second example, undated, but certainly existing before 1320, is in the Bibliothèque Nationale in Paris (Supl. Persian No. 1113). But the Istanbul copy of this work, in two large volumes, was already written in 1318, the year of the tragic execution of its author, and contains more than one hundred illustrations, which have an unlimited value in the knowledge of persian Miniatur art (Nos. 1863 and 2475) (Arménak Bey Sakisian, La Miniature Persane du XIIe au XVIIe Siècle, Paris 1929, page 30). It is important to emphasize the fact that the miniatures for the most part have Uigur legends, which ascertain the participation of the Uigur painters in the performance of the illustrations. In fact, they show the Islamic form transferred to an east Asiatic technic, the study of which can explain to us the question of the assistance of the Uigur artists in the development of the Islamic-Persian miniature style. The manuscripts have unfortunately lost their old bindings, but the condition of the text and the miniatures is excellent.

1) Die neuesten Untersuchungen darüber: H. Pedersen, Zu den nichtgriechischen Inschriften von Amathus OLZ 1930, Sp. 962ff. und F. Bork, Die Sprache von Alasija, Mitt. d. altorient. Ges. V, Heft 1, 1930.

2) Read in the meeting of the American Oriental Society in Toronto (Canada), April 25th. 1930. (Journal of the American Oriental Society, 50, N 4, 1930, pag. 336.)

Another important work of the Mongolian period is the copy of a *Shāh Nāme* (No. 1397). It was written in the year 1330 by the Calligrapher, Ḥasan b. ʿAlī b. Ḥusayn el-Baḫmanī, and contains 93 pages of miniatures. For whom the manuscript was produced is unfortunately not definitely established, for the dedication on the medallion of the title page is partly destroyed. But that it was intended for the library of a ruling Sultan in the year mentioned, is shown from the preserved parts of the dedication. One reads there the single words: for the library ..... of sultan ..... Apparently the owner was no other, than the Ilkān Sultan Abū Saʿīd Bahādur, who ruled in Persia between the years 1316 and 1335, a son and successor of Ilǧaytu Khodā Bande Muḥammad Khan. All the miniatures are of large size and well preserved. The predominating colors are red and orange-yellow, the figures exceedingly large and covering the whole of the picture. By this example the knowledge of art is enriched by one of the oldest and dated copies of the Shah Name. Aside from the undated copy, formerly in the collection of Demotte, the next oldest illustrated example was an unfortunately little known and unpublished example in the Publichnaya Bibliotheka in Petersburg, which was created two years later than the one in Istanbul (Dorn, Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux de la Bibliothèque impériale publique de St. Petersbourg, 1852, page 316f. No. 329, and B. Denike, Iskustvo Vostoka. Kazan 1923, page 72ff., Pl. 3).

Among the two dozen Shāh-Nāme manuscripts of the collection, which for the most part belong to the Safavid period, three copies are here mentioned because of their importance and rarity. One is from the Timurid period, and was written and illustrated in the year 1482 (Nr. 140) and the two others are the Turkish translations. The one, preserved under the number 1432, was made for the Ottoman Sultan Murād II, in the year 1450; and the other, under the number 1433, belonged, as the dedication shows, to the Mamluk Sultan from Egypt, Qānsūh el-Ghūrī, who is known to have ruled between 1501 and 1517.

Passing over several splendid manuscripts of the fifteenth century, among which one book of historical content produced for the Shāh Rukh Bahādur Khān (No. 282), and three Niẓāmī manuscripts (Nos. 694, 712 and 782) from the years 1440, 1477 and 1492, I would like to call attention to a master work of the first quality. It is a Persian copy of Kalīla wa Dimna (No. 1022) which was written and illustrated in the year 1430 at the order of the founder of the famous Harat Court Academy of the Book Arts, Prince Baysonqur Mīrzā. The calligrapher of the manuscript is Muḥammad b. Ḥussām, who was also known by the name of Shams ed-Dīn Baysonqurī (Ḥabīb, *Ḥaṭṭ wa Ḥaṭṭāṭān*, Istanbul, 1306, page 62). The twenty-five astonishingly well preserved miniatures of the book are the most beautiful and the richest in color of the works of the Harat School. They show a remarkable execution which I like to believe is unique of its kind.

One special group of the collection comprises two dozen albums with miniatures and calligraphic work, to which three belong to the Timurid period and the rest date from the sixteenth and seventeenth centuries. As is well known, one of these albums was in the Munich exhibition in 1910, where it called forth the admiration of the connoisseurs (Fr. Sarre und F. R. Martin, Die Ausstellung von Meisterwerken Muhammedanischer Kunst, Bd. I, page 13ff., Katalog No. 649). These collected albums contain several hundred miniatures of various epochs and schools. In order to show the importance of these albums allow me to call attention to No. 22413. It has a series of portraits of the Mongolian Princes arranged in genealogical order. All the pictures are in brush drawing and have Uigur legends. A special study of these volumes will reveal to us new facts unknown in this field and bring many forgotten artists to the light of day.

We must still bring before you, two manuscripts from the seventeenth century. One is the work of the Turkish Politician and Poet, ʿAlī Shīr Newāʾī, written and illustrated by the famous ʿAlī Riẓā ʿAbbāsī (No. 1760), and the Ḥāfiẓ manuscripts (No. 942) decorated with 556 miniature pages, on which among others, the well known artists Muḥammad Yūsuf and Muḥammad ʿAlī worked. (E. Kühnel, Miniaturmalerei im islamischen Orient, Berlin 1922, page 39.)

Besprechungen.

Mittelmeervölker.

1. **Lévy-Bruhl,** Lucien: **Die Seele der Primitiven.** Autorisierte Übersetzung von Else Baronin Werkmann. Wien: W. Braumüller 1930. (XI, 367 S.) gr. 8°. RM 12 —; geb. 14 —.
2. **Besson,** Maurice: **Le Totémisme.** Avec 60 planches en héliogravure. Paris: Les Éditions Rieder (1929). (IV, 80 S.) 8°. = Bibliothèque Générale Illustrée 10. 18 Fr. Bespr. von H. A. Winkler, Tübingen.

1. L.-B. untersucht zunächst das Verhältnis des primitiven Individuums zu seiner Gruppe, dann die Vorstellungen der Primitiven über die Toten. In der Tat müssen gerade unter diesen beiden Gesichtspunkten die Grenzen erkannt

werden können, die den Einzelnen aus der Gesamtheit der Gesellschaft wie der Natur herausheben. Da diese Grenzen aber eine subjektive, mystische, nicht eine objektive, rational erfaßbare Einheit umschließen, ist es berechtigt, wenn L.-B. seine Forschungen unter dem Titel L'âme primitive zusammenfaßt. Auch unsere Vorstellungen von der Seele sind nicht verstandesmäßig gewonnene Kenntnisse, sondern Gefühlsmomente treiben dazu, mit der Seele als einer besonderen Erscheinung im Gesamtbilde des Menschen zu rechnen. Die uns zum Teil völlig fremden Gedanken der Naturmenschen über die „Seele" führt L.-B. in zahlreichen Beispielen vor. Wie in seinen früheren Werken verfügt auch hier L.-B. über eine erstaunliche Materialkenntnis. Es mag manchmal bedenklich erscheinen, wenn Vorstellungen aus ganz verschiedenen Gegenden, etwa aus Vorderindien, den malayischen Inseln, Westafrika und aus Peru, nebeneinander gestellt werden, um eine bestimmte primitive Idee zu demonstrieren. Aber L.-B.s Darlegungen sind fast durchweg überzeugend. Wenn L.-B. z. B. aus den genannten Gebieten Belege für Werwolfglauben beibringt, so muß in der Psyche des Menschen selber die Ursache für die Entstehung des Werwolfglaubens liegen. L.-B. sammelt nun nicht nur Parallelen, sondern versucht die Mentalität zu erfassen, die an ganz verschiedenen Orten zu gleichen und ähnlichen Bildungen führen konnte. Hier liegt die wesentliche Leistung. L.-B. unterwirft sich den Tatsachen und trägt nicht seine europäischen Vorstellungen von der Seele in die Gedanken der Primitiveren hinein. Das, was den Primitiven zur Bildung von Seelenvorstellungen führt, sind nicht rationale Überlegungen, wie einst die Animisten es glaubten, sondern Affekte. Sie sind von L.-B. weitgehend berücksichtigt, dennoch scheint er mir manchmal zu sehr gedankliche Überlegungen bei den Primitiven zu suchen, wo nur Affekte vorliegen. Z. B. wenn gewisse Primitive des Nachts sich fürchten auszugehen, so nach L.-B. deshalb, weil sie auf Grund bestimmter Erwägungen meinen, daß des Nachts die Toten umherschwärmen (S. 315). Es ist aber umgekehrt das Grauen vor der Finsternis das Primäre, und nur, weil man die Nacht fürchtet, verbindet sich mit dieser Furcht die Vorstellung von den gefürchteten Toten. Oder wenn ein Zauberer einen Zauberzahn gegen einen fernen Menschen schnellt, um ihn durch diese Geste zu bezaubern (S. 180), so ist es sicher nicht die Überlegung, daß ein zweites Ich des Zahnes, ein „geistiger Zahn" in dem Körper des Bezauberten wirken werde, die diese Operation veranlaßt. L.-B. und schon seine Gewährsleute scheinen mir hier zu scharf zu analysieren. Der primitive Zauberer sieht den Zahn, den er gegen jemanden schleudert, und da er wünscht, daß er damit jemandem schade, ist er auch von der Wirkung seines Zaubers überzeugt. Daran, daß es nicht der geschnellte Zahn selber, sondern ein geistiger Doppelgänger dieses Zahnes sein müsse, der in dem Bezauberten wirken werde, denkt er höchstens sekundär, womöglich erst durch europäische Frager zu dieser Auskunft gedrängt. Bei den südafrikanischen Bergdama (Vedder 1 (1923) 127f.) heißt es in Parallele hierzu, daß ein Mann für den Tod seiner Frau verantwortlich gemacht werden kann. War die Ehe nicht glücklich und hat er die Frau je geschlagen, so sollen diese Schläge oft erst nach langer Zeit den Tod verursachen. Man denkt sich die Schläge im Körper weiterwirkend, und zwar bei dem Mangel an Abstraktionsfähigkeit in der Gestalt des Prügels, der einst die Frau getroffen hatte. Es ist nun schon zu europäisch gedacht, wenn man neben dem wirklichen Stock diesen als zweites Ich des Stockes oder geistigen Stock bezeichnen will. Einer derartigen Zweiheit ist sich der Primitive sicher nicht bewußt. Er zieht nicht so scharfe Grenzen, sonst würde auch er die Absurdität dieser Zweiheit einsehen. Sein logisches Denken ist eben immer wieder von einfließenden Affekten — hier von dem Wunsche, den Tod der Ehefrau zu erklären — getrübt und unterbrochen.

Die Bedeutung des Buches L.-B.s wird durch diese Bedenken nicht berührt. Wir empfangen einen tiefen Einblick in das Seelenleben der primitiveren Menschen, und nicht nur der Ethnologe und Soziologe, auch der Volkskundler, der die europäischen und vorderorientalischen Völker studiert, wird mit ungewöhnlichem Gewinn das Werk benutzen.

Die Übersetzung liest sich gut. Gelegentlich wird „primitifs" durch „Urvölker" wiedergegeben. Diese Übersetzung wäre besser unterblieben. Schamane schreibt die Übersetzerin merkwürdigerweise Shamane.

2. Eine ganz oberflächliche Zusammenstellung totemistischer und nichttotemistischer Erscheinungen. Der Verf. beginnt mit den Australiern und Indianern und endet bei den römischen Legionsadlern und bei Hengis und Horsa! Die Flüchtigkeit, mit der hier gearbeitet wird, zeigt sich in der Wiedergabe der Eigennamen. Die nordamerikanischen Omaha werden konsequent als Omaba vorgeführt, die Ojibways werden zu Ojilaways, die Burjäten zu Bomiaten usw. Carl Strehlow erscheint als Strehlov, Strelow, Strellow und wird als auteur anglais vorgestellt! Das ganze Buch ist ein übles Machwerk ohne jeden Wert, offenbar bestimmt, d'une course rapide einem ungebildeten Leser einen Begriff von einem wichtigen ethnologischen Problem zu geben. Der Leser ist zu bedauern.

Karo, Georg: **Die Schachtgräber von Mykenai.** Tafelband und Textband I. Teil. München: F. Bruckmann 1930. (172 S. m. Abb., 125 Taf.). 4°. Bespr. von Carl Watzinger, Tübingen.

Der bis jetzt erschienene Teil des Werkes von Georg Karo enthält die Beschreibung der Schachtgräber nach dem Befund von Schliemann und nach den späteren Forschungen, besonders der Engländer, und den vollständigen Katalog der Fundstücke im Nationalmuseum zu Athen. Ein dritter Teil, der die historische Verarbeitung des gesamten Fundmaterials für die kretisch-mykenische Kultur bieten soll, wird in Kürze nachfolgen. Wenn wir schon heute, ohne das Erscheinen dieses Schlußabschnittes des Werkes abzuwarten, auf das Buch hinweisen, so geschieht es, um nicht nur dem Verf., sondern auch dem Verlag zu danken, daß diese reife Frucht langjähriger Arbeit uns in einer Form vorgelegt wird, die alle Ansprüche der Wissenschaft erfüllt. Es ist gewiß als ein Glück zu betrachten, daß die Veröffentlichung aller Funde aus den Schachtgräbern erst heute erfolgt und nicht der Publikation der Tongefäße durch Furtwängler und Loeschcke (1878) in kürzerem Abstand gefolgt ist; ihre Bedeutung ist erst durch die Entdeckung des minoischen Kreta in das rechte Licht getreten, und Karos Publikation läßt schon jetzt ahnen, wieviel Aufschlüsse für die festländische Kultur der mykenischen Epoche sich ergeben werden, nachdem das vollständige Inventar der Gräber hier zum ersten Mal der wissenschaftlichen Arbeit erschlossen ist. Wem weder Zeit noch Möglichkeit eines eindringenden Studiums der Originale in Athen vergönnt war, der mußte bisher, mehr als 50 Jahre nach dem Erscheinen von Schliemanns Buch, sich im wesentlichen mit den alten Holzschnitten dieses Buches behelfen, um sich ein Gesamtbild des Bestandes zu verschaffen. Auch Gilliérons getreue Nachbildungen und Rekonstruktionen zahlreicher Stücke konnten für die kunstgeschichtliche Beurteilung die Anschauung der Originale doch nur zum Teil ersetzen. Der einzige Katalog der mykenischen Sammlung in Athen, der von Stais, La Collection Mycénienne[2] 1915, bot trotz vieler neuer Beobachtungen und Zusammensetzungen nur eine Auswahl der Funde. Vor allem aber war in den letzten 25 Jahren auch das wissenschaftliche Interesse so ausschließlich durch die neuen Funde in Kreta in Anspruch genommen, daß die Bedeutung der ungleich reicheren Funde Schliemanns dagegen zurücktrat, ja vielfach unterschätzt wurde. Um so stärker wird jetzt die Wirkung der neuen Veröffentlichung sein, die ein ausreichendes Studium der Schliemannschen Funde jedem Gelehrten und jedem Freunde der großen Kunst dieser Zeit auch außerhalb Athens ermöglicht. Die vorzüglichen Lichtdrucktafeln nach Originalphotographien werden durch wundervolle Zeichnungen von der reifen Meisterhand Gilliérons ergänzt, die wirklich der Kunst der Originale ebenbürtig sind, und in Karos knappem, vielsagendem Katalog erhält man Aufschluß über Zustand, Technik und künstlerischen Wert auch des unscheinbarsten Gegenstandes. Erst damit sind die Funde aus den Schachtgräbern von Mykenai Eigentum der Wissenschaft geworden.

In dem ersten Abschnitte des Textes, in dem die Baugeschichte der Schachtgräber und ihre Bedeutung dargestellt wird, konnte Karo die Ergebnisse der englischen Grabungen in der Umgebung des Plattenrings verwerten. Gegenüber Sir Arthur Evans, der neuerdings die These verteidigt hat, in den Schachtgräbern seien erst nachträglich die ursprünglich in den Kuppelgräbern beigesetzten Fürsten samt ihren Schätzen geborgen worden, hält Karo überzeugend an der Ursprünglichkeit dieser Bestattungen fest, wie er sie aus Schliemanns Befund erschließt, und betont entschieden die Unterschiede gegenüber der kretischen wie der älteren, mittel-helladischen Bestattungssitte. Ebenso wird die Umgestaltung der alten Anlage durch den Plattenring im Verlauf des 14. Jahrh., dessen Technik deutlich kretische Tradition verrät, als selbständige mykenische, den Kuppelgräbern verwandte Schöpfung erklärt, und der einheimische Ursprung der Grabstelen trotz ihrer Abhängigkeit von minoischen Darstellungen mit Recht gegen Evans verteidigt. Wenn Karo für die Bestattungsform die von Stais zuerst behauptete Verwendung hölzerner, goldbeschlagener Sarkophage, aus denen Meurers Phantasie dann goldgeschmückte Mumienkästen gestaltet hat, heute gegenüber früherer Zustimmung aufgegeben hat und wieder darauf zurückkommt, daß die Goldmasken unmittelbar auf den Gesichtern der männlichen Toten lagen, so wird man ihm auf Grund der im Katalog mitgeteilten Fundbeobachtungen darin nur folgen können.

Die kühle und umsichtige Beurteilung des Befundes, die den ersten Abschnitt auszeichnet, läßt erwarten, daß auch die kunstgeschichtliche Auswertung im dritten Teil für unsere Kenntnis der festländischen Kunst grundlegende und überzeugende Ergebnisse bringen wird. Wir sehen ihr mit Spannung entgegen.

Tait, John Gavin: **Greek Ostraca** in the Bodleian Library at Oxford and various other Collections. Vol. I. London: The Egypt Exploration Society 1930. (IX, 181 S.) 4°. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Dieser erste Band umfaßt 1170 griechische Ostraka aus mehreren englischen Sammlungen; ein zweiter soll die römischen und byzantinischen Ostraka der Bodleiana sowie Register bringen. Dann erst wird das ganze Werk wirklich benutzbar werden. Aber schon jetzt lohnt es sich, diese kleinen, oft lückenhaften Texte durchzusehen, denn sie zeugen nicht allein von dem bewunderswerten Fleiße und der Sachkunde des Bearbeiters, sondern bringen auch neue Züge in das Bild, das wir aus Tausenden von Papyri und Tonscherben kennen oder zu kennen glauben. Über die Anordnung darf man verschiedener Meinung sein; da gibt es zwar viele Wege, aber keinen, der jedem Wunsche gerecht würde. Wir tun also am besten, den Plan Taits einfach hinzunehmen; er ordnet nach den Sammlungen und innerhalb dieser wieder nach der Zeit und den Formeln, was nicht überall mit einer sachlichen Ordnung zusammentrifft. Leider werden die Ostraka nicht durchgezählt; man muß daher anführen: I 86, III 225 usw.

Meistens sind es Steuerquittungen, Namenlisten, kleine Mitteilungen, auch ein paar literarische und einige christlich-liturgische Texte: III 408 Verse aus dem I. Buche der Ilias; 405 und 449 Gnomai Monostichoi des Menander; 414 zwei Stellen aus dem zweiten Kapitel des I. Johannes-Briefes; 415 ein Kirchengebet, vor allem für den Papas, wohl den Patriarchen; IV 117, 118 Hymnen auf Maria.

Im übrigen kann ich nur einzelnes herausheben. I 1 vom Jahre 274 v. Chr. scheint bisher das älteste griechische Ostrakon aus Ägypten zu sein. Wenn ich recht sehe, tragen in ptolemäischer Zeit die Kassenbeamten weit überwiegend griechische Namen, ein Zeichen, daß der König diese wichtigsten Ämter damals den Ägyptern noch nicht gern anvertraute. Ebenso haben die Kaiser auch in untergeordnete Stellen der Steuerverwaltung oft, wenn auch nicht gerade römische Bürger, so doch Männer mit lateinischen Namen gesetzt. Als Zahler dagegen erscheinen gerade in früher Zeit recht häufig Träger semitischer Namen: I 49 'Αβραμος, 53 Σαμβαθ(αῖος), 60 Σαμβα(θαῖος) Σολλούμιος, 153 Σίμων 'Αβδιοῦτος, 163 'Ισάκις usw.

Mehrere Male begegnen sehr bezeichnende Sklavennamen bei Freigelassenen, die sie nach der Freilassung behalten haben: III 225 Aulus Gabinius Agathopus, 240 Marcus Laelius Hymenaeus, beide aus dem 1. Jh. n. Chr. III 290 wird fiscus in seiner Grundbedeutung „Korb" angewendet: ἀργυρω(μάτων) φίσκον ἕνα, im Jahre 62 n. Chr., als das Wort doch schon in seinem übertragenen Sinne der Welt geläufig war. Nicht minder befremdet es, in einer Torzollquittung III 417 statt τῆς πύλης zu finden τῆς πώρτας. Zu dem Eid im Chonstempel, bei Wilcken Chrest. 110 A, kommt jetzt I 273 ein Eid im Herakleion und 274 ein Eid im Kroneion. Die Priester des Ammon von Theben als Zahler der Apomoira zur Zeit des Euergetes II: I 70—73. Endlich zwei kleine Anmerkungen zur Lesung und Deutung der Texte: II 100 aus byzantinischer Zeit: Θεοπέμπτῳ καὶ Ζαχα λλ ρίᾳ παρ(άσ)χ(εσθε) τοῖς καββ χορως καὶ κριθ(ῆς) μάτ(ια) τεσσεράκοντα γί(νονται) κρ(ιθῆς) μ(άτια) μ μ(όνα); ich denke, es ist von καββάλλοις = Pferden und ihrem Futter die Rede; darf man statt χορως vielleicht eine Form von χόρτος vermuten? III 42 σὺν οἷς προμεθλυσ( ) πρό(τερον) ἤι δι' ἄλλω(ν) συμβόλων εἰς πλ(ήρωσιν) πάντων δραχμὰς usw. Das möchte ich etwa so verstehen: σὺν οἷς προίμεθα (= προεἱμεθα) ὕσ(τερον) πρό(τερον) usw.

Gressmann, Hugo: Die orientalischen Religionen im hellenistisch-römischen Zeitalter. Eine Vortragsreihe. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1930. (179 S. mit 58 Abb. im Text u. 1 Kte.) gr. 8°. RM 8 —. Bespr. von Otto Weinreich, Tübingen.

Auch neben der gerade erschienenen 4. Aufl. von Cumonts Religions orientales dans le paganisme Romain werden diese Vorlesungen G.s dankbare Leser finden. Schöpft er doch allenthalben aus sicherer Kenntnis der Primärquellen und hat er immer selbständige und nicht selten auch neue Gedanken vorzutragen. G.s Schwager, Pfarrer Horst, hat das schwer lesbare stenographische Manuskript entziffert und G.s Schüler Galling hat die Drucklegung überwacht, von sachlichen Zusätzen aber bis auf geringfügige Ausnahmen abgesehen, was jeder billigen wird. Er hat auch eine verständige Auswahl aus dem Abbildungsmaterial der Vorträge getroffen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung des Wortes Synkretismus und die Stellung der synkretistischen Religionen im Gesamtverlauf der Religionsgeschichte wendet sich G. den einzelnen Religionen zu. Die altägyptische wird als Grundlage der hellenistisch-ägyptischen verhältnismäßig ausführlich charakterisiert; Sarapis kommt m. E. zu kurz weg. Wohl wird über seinen Ursprung und die Translationslegende (nach Wilcken u. a.) knapp berichtet, das Verhältnis zu Helios gestreift, eine originelle Deutung der Fuß-Votive gegeben und die (nicht weiter greifbare) Existenz von Sarapismysterien betont; aber eine Vorstellung von dem, was für die antike Religiosität im Vordergrund stand: von den Taten und Verdiensten des Sarapis um die Menschheit erfahren wir wenig. Schade, daß Gr. nicht auch hier, wie er es dann bei Isis tut, antike Texte selbst sprechen ließ. Außer Apuleius zieht er da auch die Inschrift aus Ios heran; das vollständigere Exemplar aus Kyme lag ihm ja noch nicht vor (Bull. Corr. Hellén. 51, 379f., auch bei Kittel-Kleinknecht-Weinreich, Pantheion S. 68f. und W. Peek, Isishymnus von Andros, vgl. DLZ 1930, 2025ff.). Wesentlich wegen der Übereinstimmung mit Apuleius und zugleich als Parallele zu Sarapis als dem Herrn über das Fatum ist der Schluß: 'Εγὼ τὸ ἱμαρμένον νικῶ. 'Εμοῦ τὸ ἱμαρμένον ἀκούει. Der letzte Abschnitt des ägyptischen Kapitels spricht über den trinitarischen Monotheismus, namentlich auf Grund des bekannten Bait-Hathor-Akori-Amuletts. Das alles ist niedergeschrieben vor dem Erscheinen von Petersons ΕΙΣ ΘΕΟΣ (1926) und steht in scharfem Gegensatz gegen dessen Anschauungen (bes. 240 u. sonst), die mir allerdings den „henotheistischen" Sinn zu stark zugunsten des nur Akklamatorischen zurückzuschieben scheinen. Von Monotheismus würde freilich auch ich nur in Anführungszeichen reden. Bei den trinitarischen Wendungen würde ich mehr den additiv steigernden Sinn als eine dogmatische Färbung betonen (vgl. Studi e Materiali di Storia delle Religioni 4, 1928, 202f., Arch. Anz. 1927, 22f.).

Mit besonderer Liebe behandelt G. die kleinasiatische Religion: die Göttermutter, die Dea Syria, die Ma, die ephesische Artemis, Attis, Sabazios. Hier liegen auch die meisten neuen Gedanken, und trefflich wird das orientalisch-anatolische Erbgut in den religiösen Ideen und im Kultbrauch herausgearbeitet. Überzeugend und neu ist die Deutung der 10 „Buckel" auf dem Pectorale der Wiener Kybelestatuette: es sind Mammae, wie sie auch Zeus Stratios trägt, die G. auch überzeugend religionsgeschichtlich erklärt (S. 85ff.). Zur Zehnzahl und der merkwürdigen Ordnung (4 + 3 + 2 + 1) habe ich (Röm. Mitt. 36/37 S. 153) auf neupythagoreische Einflüsse hingewiesen. Besonders wertvoll schien mir auch, was G. über die iranische Religion vorträgt. Dagegen ist mir der Gedanke nicht überzeugend, daß die im Hellenismus und Kaisertum so stark hervortretende Gleichsetzung des Herrschers mit den auf Erden erscheinenden Gottheiten letzten Endes auf Mithras als den (eschatologischen) Heiland zurückgehe. Das ist zu eng und übersieht die starken innergriechischen Wurzeln, die in der Gottmenschvorstellung überhaupt liegen. Das letzte Kapitel über Mani entzieht sich meiner Beurteilung; starke Zweifel gegen eine Hauptthese G.s äußert Schaeder (in Gallings Nachwort S. 177). Bedauern wird jeder Leser, daß die im ursprünglichen Plan noch vorgesehenen Kapitel über das Judentum und die Religion Jesu nicht mehr von G. ausgeführt wurden. Ähnlichkeit und Verschiedenheit des Synkretismus mit diesen ihn überwindenden Religionen hätte G. sicher klar herausgearbeitet. Doch ein Kerngedanke ist am Schluß des Mithraskapitels ausgesprochen (S. 157): „Wenn man fragt, wodurch das Christentum sich vor der Mithras-Religion auszeichnete . . ., dann kann man nur antworten, daß die christliche Religion einen ungeheuren Vorzug besaß in dem historischen Jesus, in dem Gott Gestalt gewonnen hatte."

Für die gewiß zu erwartende Neuauflage notiere ich ein paar störende Druckfehler: 34 unten l. Kalathos; 47 unten ist statt „Ich bin ich" zu lesen: „Isis bin ich"; 61 o. l. Wiegand; 63 o. l. Labrayndos, ebenda Stratonikeia; 65 u. l. spätminoischen; 78 u. l. Pontus; 105 A. 2 l. Kykeon; 115 A. 1 l. Dieterich; 119 u. l. Jamblichus; 178 o. l. Jacoby. Abb. 17 und der Text dazu S. 42 A. 1 stehen nicht ganz in Einklang miteinander. S. 139 muß statt auf S. 125 auf S. 126 verwiesen werden. Für unbedenklich würde ich es halten, wenn das Literaturverzeichnis künftig ergänzt und die genannten Werke nach den neuesten Auflagen zitiert würden.

Das posthume Büchlein läßt auch den klassischen Philologen tief empfinden, welch schweren Verlust der Tod des unermüdlichen Gelehrten auch für die antike Religionsgeschichte bedeutet. Um so eher wird man den Herausgebern für ihre Mühewaltung danken und dem Verlag für die reichen, guten Bildbeigaben.

Keilschriftforschung.

Woolley, C. Leonard: **Ur of the Chaldees.** A record of seven years of excavation. 4. Aufl. London: Ernest Benn [1929]. (210 S., 16 Taf., 1 Kte.) kl. 8°. 7 sh. 6 d. Bespr. von V. Christian, Wien.

Das Aufsehen, das die Funde von Ur in der gebildeten Welt erregten, rechtfertigt es wohl, daß der Leiter der Ausgrabungen bereits jetzt, bevor noch an die wissenschaftliche Verarbeitung des Materials gegangen werden konnte, der breiten Öffentlichkeit einen übersichtlichen Bericht vorlegt. Daß wirklich ein Bedürfnis nach einer solchen Darstellung bestand, zeigt der Erfolg — im Dezember 1929 erstmalig veröffentlicht, erschien das Buch bereits im Januar 1930 in vierter Auflage!

Der erste Abschnitt ist der vorgeschichtlichen Periode gewidmet. Große Wichtigkeit für die Besiedlung des Landes mißt Woolley einer von Hochwasser abgelagerten Lehmschicht zu, die in der Endphase der bemalten Keramik vom al-'Ubaid-Typus eingetreten zu sein scheint (s. jetzt Woolley, Antiquities of Ur, London. 1930). Verf. meint, daß die „Flut" die Siedlungen der vorsumerischen Erzeuger der bemalten Ware im großen und ganzen zerstört und dadurch erst die Ausbreitung der Sumerer vom Süden her ermöglicht habe. Daß diese Annahme unrichtig ist, zeigen aber Woolleys letzte Beobachtungen (s. oben), wonach die „Flut"-Schicht auch von al-'Ubaid-Keramik überlagert wird. Die Überschwemmung verursachte also keinen Kulturwechsel. [Korr.-Zus.: s. jetzt auch Ant. J. X, 329ff.]

Die Königsgräber von Ur und die zeitgenössischen Privatgräber, also jene Bestattungen, die Woolley als ältere Gruppe bezeichnet und die er durch einen größeren Zeitraum von den jüngeren (akkadischen) getrennt sein läßt, behandelt der zweite Abschnitt. Irgend welche neuen Anhaltspunkte für die Datierung der Gräber werden nicht gegeben. Beachtenswert ist Wolleys Feststellung, daß nur „Königsgräber" Menschenopfer enthielten.

Im dritten Abschnitt beschreibt Woolley kurz die Ergebnisse der Grabungen im benachbarten Al'Ubaid und widmet auch einige Seiten der jüngeren Gräbergruppe von Ur, die der Akkadzeit entstammen. Seine Angabe, daß die Akkadgräber in der Anlage genau denen der älteren Periode gleichen und sich von diesen nur im geänderten Inventar unterscheiden, spricht gerade nicht dafür, beide Perioden durch einen Zeitraum von 500 Jahren getrennt sein zu lassen, wie Woolley will.

Eingehend werden weiter die bloßgelegten Bauten der 3. Dynastie von Ur und die der Larsa-Zeit geschildert. Man gewinnt ein klares Bild von der Gestalt eines Tempels dieser Epoche und von seinem Zubehör, bestehend aus Priesterwohnungen, Wirtschaftsräumen usw. Auch Privathäuser der Larsa-Zeit wurden in gut erhaltenem Zustand angetroffen und gewähren willkommenen Einblick in das tägliche Leben dieser Periode. Nach der Zerstörung von Ur durch Hammurabis Sohn folgt eine dunkle Epoche. Der erste Kassitenkönig, der nach Ausweis der Grabungen wieder am Tempelbezirk baute, war um 1400 v. Chr. Kurigalzu. Neuerdings verstrich lange Zeit, bis unter Assurbanipal ein assyrischer Statthalter die verfallenen Tempel restauriert. Großzügig wie an anderen Orten hat dann Nebukadnezar II. gebaut, der anscheinend den ganzen Tempelbezirk neu gestaltete. Nach ihm sind noch Nabonid und Cyrus durch Inschriften als Bauherren bezeugt. Die jüngsten Keilschrifturkunden, die gefunden wurden, waren Tafeln aus der Mitte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts.

Barton, George A.: **The Royal Inscriptions of Sumer and Akkad.** New Haven: Yale University Press, and London: Oxford University Press 1929. (XXII, 406 S.) 8° = Library of Ancient Semitic Inscriptions, Vol. I. 28 sh. Bespr. von A. Falkenstein, Berlin.

Eine erneute Zusammenstellung der sumerischen Königsinschriften ist gewiß ein Desideratum, da das Material seit der ausgezeichneten Bearbeitung durch Thureau-Dangin (Sumerische und akkadische Königsinschriften, 1907) beträchtlich angewachsen ist. Bartons Buch, das diese Lücke füllen will, genügt jedoch in keiner Weise den an ein solches Werk inbezug auf Vollständigkeit der Materialsammlung und philologische Genauigkeit von Transkription und Übersetzung zu stellenden Ansprüchen. Es fehlen eine Reihe wesentlicher Texte, so die für chronologische Untersuchungen wichtige Inschrift eines Enkels des Lugalkisalsi aus Warka (RA 20,4), ferner die von L. Speelers, Recueil des Inscriptions des Musées du Cinquantenaire erstmalig veröffentlichten Inschriften, unter denen sich eine Weihung für Enšakušanna befindet, außerdem die lange Inschrift Utuḫegals über die Besiegung des letzten Gutäerherrschers Tirigan, die schon mehrmals behandelt worden ist (Thureau-Dangin, RA IX, 111f.; X, 99f.; Witzel, Babyloniaca VII, 51f.; Gadd, Sumerian Readingbook 65f.). Weit schwerwiegendere Ausstellungen sind gegen die Transkription und Übersetzung zu machen. Gegenüber der Bearbeitung Thureau-Dangins stellt Bartons Behandlung fast stets einen Rückschritt dar. Bei den altakkadischen Inschriften sind die grundlegenden Berichtigungen Landsbergers und Poebels unberücksichtigt geblieben.

Hunter, G. R.: **The Sayce and H. Weld Collection in the Ashmolean Museum.** Sumerian Contracts from Nippur. London: Oxford University Press 1930. (VIII, 45 S., XLVI Taf.) 4^0 = Oxford Editions of Cuneiform Texts, ed. under the Direction of S. Langdon, Vol. VIII. Bespr. von P. Koschaker, Leipzig.

Der Titel dieser Publikation ist nicht ganz zutreffend. Denn einerseits stammen die 21 durch Kauf erworbenen Rechtsurkunden nicht alle aus Nippur (Nr. 12, 13, 15 sind aus Larsa, zweifelhafter Herkunft Nr. 14 und 3, wovon die letztere sicher nicht aus Nippur), andrerseits sind sie nicht alle rein sumerisch, nicht einmal die Nippurtexte (Nr. 11). Man sollte die Bezeichnung „sumerisch" lieber für die älteren Urkunden, von der letzten Dynastie von Ur aufwärts, verwenden und für die jüngeren Texte von altbabylonischen Urkunden sprechen. Um solche handelt es sich auch hier. Die Urkunden reichen von Lipit-Enlil von Isin bis zum 13. Jahr Samsu-ilunas und beziehen sich für die Nippurtexte auf dieselbe Familie, die durch mehrere Generationen verfolgt werden kann (vgl. den Stammbaum S. 1 und die zutreffenden Bemerkungen des Verf. S. 34).

Schwierig ist Nr. 3 zu lozieren: Gartenkauf mit der Schlußklausel Z. 15f. *wa-ar-ka-at zi-im-da-at Sumu-li-el u Su-mu-X iš-ku-nu* „nach den Gesetzen, die S. und S. gemacht haben". Sumuliël ist sicher Sumulaïlum (Verf. S. 7[8]), aber Sumu-X ist kaum mit Sumuël von Larsa zu identifizieren, da dieses erst unter Hammurabi unter die Herrschaft von Babylon kam. Eher wäre es möglich, in Sumu-X einen König von Kiš zu sehen, wo als Zeitgenosse und Unterherrscher von Sumulaïlum ein Sumuditana bezeugt ist (Thureau-Dangin, RA 8, 68). Zu Kiš paßt auch das Schema des Kaufs — Preisquittung vor der Kauferklärung —, das gerade für Kiš charakteristisch ist (HG VI 1582—92). Aber die Spuren von Sumu-X fügen sich nicht zu Sumuditana und die Klausel Z. 13 u_4-kúr-šè giš-šar nu-ub-bi-a (so zu lesen) „daß er (Verkäufer) niemals ‘⟨mein⟩ Garten (ist es)' sagen wird", ist zwar für Larsa bezeichnend (vgl. San Nicolò, Schlußklauseln der Kaufverträge 56), für Kiš aber bisher nicht nachzuweisen. So muß die Frage offen bleiben.

Inhaltlich sind die Urkunden Kaufverträge über Häuser (Nr. 1), Feld (Nr. 2), Garten (Nr. 3) und vor allem Tempelämter, bzw. die damit verbundenen Einkünfte, die formularmäßig bekanntlich als Immobiliarverkauf behandelt werden (Nr. 5—10). Ein Tauschvertrag über eine solche Pfründe Nr. 16. Eine zusammenfassende Behandlung dieser Tempelämter, für die diese und die sonstigen Urkunden, namentlich aus Nippur reiches Material liefern, würde sich lohnen. Das Tempelamt, in der Regel unter mehrere Träger aufgeteilt, umfaßt die Funktionen und auch die Giebigkeiten nur während bestimmter Tage im Jahr. Insofern heißt es bal-gub-ba, wobei in bal eben der Wechsel der Funktionen mit anderen Inhabern ausgedrückt wird. Andere Ausdrücke sind PA DINGIR und PA LUGAL, wobei es mir zweifelhaft ist, ob beide Ideogramme den Wert garza oder marza haben. Vgl. Landsberger, AfO II 65^6.

Von Erbteilungen handeln Nr. 17 und 18 unter denselben Personen und aus demselben Jahre und Monat. Eine Erklärung für die Unterschiede zwischen beiden Urkunden vermag ich nicht zu geben. Was der Verf. S. 29 ausführt, scheint mir wenig überzeugend, richtig aber, daß es sich um den Nachlaß eines Bruders handelt, weshalb kein Vorzugsanteil des Erstgeborenen (sîb-ta), den es nur bei Beerbung des Vaters gibt. Eine Auseinandersetzung unter in irgendwelcher Gemeinschaft lebenden Verwandten hat auch Nr. 4 zum Gegenstande. Die Einzelheiten entziehen sich freilich unserer Kenntnis, da weder die Verwandtschaftsbeziehungen klar, noch das entscheidende Verbum in Z. 11 zu entziffern ist. Šag-mul é ad-da in Z. 5 wird in der Serie *ana ittišu* 3 II 30f. (unveröffentlicht, nach Landsberger) mit *libbi šiṭri bīt abi* wiedergegeben, ohne daß in der Ermittlung des juristischen Sinnes der Phrase uns diese Stelle weiter brächte. Auf die Abtretung einer Tempelpfründe für ein liquidiertes *gimru*, also auf eine Art datio in solutum, bezieht sich Nr. 11. *Gimru* ist juristisch noch nicht faßbar. Stellen wie UM I 2, 5, 15, Assyr. Rechtsbuch I 3, 75 scheinen die Bedeutung „Kosten, Auslagen" nahe zu legen. Adoptionen nam-ibila „zur Erbsohnschaft" sind Nr. 20 und 21. Die erstere, wie die für den Adoptanten festgesetzte Unterhaltsrente ergibt, zugleich ein Altenteilsvertrag, ein Umstand, der zur Nachprüfung der Vermutung Davids, Adoption 88 anregt, daß die Erbeneinsetzungsklausel in Südbabylonien dann entbehrlich war, wenn eine sofortige Verteilung des Vermögens des Adoptanten stattfand. Beachtenswert, daß in der Verzichtsklausel auch die Erben (ibila) des Adoptanten genannt werden. Sollte er daher noch andere Söhne — nur diese können ibila sein — gehabt haben? Doch wäre auch gedankenloses Nachschreiben der gerade in Nippur auf den Verzichtenden und seine Erben gestellten Klausel denkbar.

In dem Darlehen Nr. 12 (Larsa) ist die Solidaritätsklausel ki lú-silim-ma-bi ù lú-gi-na-ta in-ág-e „von dem Unversehrten und Ehrlichen wird er! (l. werden sie) darmessen" beachtlich. Sie zeigt dieselbe formelhafte Erstarrung, mit Außerachtlassung der ursprünglichen grammatischen Beziehung

(d. h. von dem Unversehrten ... wird der Gläubiger nehmen), die schon aus HG VI 1549 gerade für Larsa bekannt ist. Interessant ist der „Pachtvertrag" Nr. 15 (Larsa): der Pächter soll auf dem Lande gewisse Arbeiten vornehmen, bis er 57 *ikū imalû* „voll gemacht hat" (dazu die Klausel *mala qassu ikaššadu* „wie viel seine Hand erreicht" in den Pachturkunden HG IV 1030, VI 1710) und erhält davon 9 *ikū* für seine Arbeit (*ana mānaḫātišu*). Das ist kein Pachtvertrag mehr, wie auch kein Pachtzins zu zahlen ist, sondern ein Werkvertrag. Daher stellt der Feldeigentümer auch landwirtschaftliche Arbeiter (lú-al-tar).

An Korrekturen von Fehllesungen und Fehldeutungen, bei deren Feststellung ich Landsberger für seine Unterstützung zu danken habe, sei Folgendes vermerkt:

Nr. 3: Siegel ^{d}*Sin-ma-*[*lik*]dumu *Ib-ni-a* (*Ib-na-a* auch in Z. 10); Nr. 9, 1: é-kur-igi-gál warum „Museum"? Vgl. Landsberger, OLZ 1926, 763; Nr. 10, 4: ù aš-aš-bi vielleicht „und die sonstigen", vgl. UM VIII 2, 133, 2; Z. 8 ibid. ^{d}Utu-En-líl-lá ist Eigenname; Nr. 13, 11: [má] *i-ṭi-bu-ma* „wenn das Schiff sinkt" (vgl. KH § 237, 238), so Konventionalstrafe. Sie ist höher bei Verlust (*ḫalāqu*) des gemieteten Schiffes. Etwa weil das gesunkene Schiff wieder gehoben werden kann?; No. 15, case Z. 17: ṭu-lu-ša (vgl. S. 20[9]) wohl verlesen. Ist vielleicht der Zeuge *Ib-ku-ša* (innen Z. 19), der auf dem case fehlt, an falsche Stelle geraten?; Nr. 17, 9 u. ö. ki-min statt ki-a, Z. 11: ká sumun ^{d}En-líl-lá „das alte Enlil-Tor, Z. 46: in-sub (KA + ŠU)-eš für Teilungsurkunden ein ἅπαξ λεγόμενον und sinnlos, wohl verlesen für in-ba-e-eš „sie haben geteilt"; Nr. 18, 42: á-du$_{11}$-a als Schreibung für é-dù-a unmöglich, wohl verlesen, ohne daß ich einen Besserungsvorschlag wagen würde; Nr. 19, 22: für N. *aplu ri-bu-um* (unter den Zeugen) ist natürlich N. dumu *Ta-ri-bu-um* zu lesen; Nr. 22, 18: [itu]-da „monatlich".

Daß Verf. nicht dem Umschriftsystem Thureau-Dangins (Les homophones Sumériens) folgt, ist bedauerlich, ebenso das Fehlen eines Wortindex, ein Mangel, den diese Bearbeitung übrigens mit fast allen anderen Editionen von Keilschrifturkunden teilt.

Es liegt im Wesen jeder Kritik, daß sie mehr die Schatten- als die Lichtseiten sehen läßt, und es wäre wenig angebracht, aus dieser Liste von errata Schlüsse auf den Charakter der Arbeit überhaupt zu ziehen. Sie ist vielmehr eine sorgfältige und gute Edition. Der Verf., Professor der Geschichte am Morris College in Nagpur (Indien), Schüler von St. Langdon, hat mit dieser Arbeit in Oxford den philosophischen Doktorgrad erworben und sich zugleich vorzüglich in das Gebiet der juristischen Keilschrifturkunden eingeführt.

Stephens, Ferris J., Ph. D.: **Personal Names from Cuneiform Inscriptions of Cappadocia.** New Haven: Yale University Press, und London: Oxford University Press 1928. (XII, 98 S.) 4° = Yale Oriental Series. Researches. Vol. XIII, 1. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

Die sog. „kappadokischen" oder Kültepe-Tafeln enthalten zahlreiche Personennamen der verschiedenartigsten Bildung, und es liegt auf der Hand und ist auch längst erkannt, daß wie sonst, so vielfach auch hier die Sammlung und die Analyse der Personennamen wesentlich dazu beitragen können, über verschiedene Fragen, vor allem auch über die Nationalität bzw. die Nationalitätenmischung und die Religion der Verfasser der Texte Klarheit zu gewinnen. Ein „kappadokisches Namenbuch" ist daher, zumal das Material in den letzten 10 Jahren schon fast unübersehbar geworden ist, durchaus ein Desiderat, und Stephens konnte des Dankes aller an diesem schwierigen, aber lohnenden Spezialgebiet der Assyriologie Interessierten sicher sein, wenn er es unternahm, ein den heutigen Anforderungen genügendes „kappadokisches" Gegenstück zu den „Personal Names from Cuneiform Inscriptions of the Cassite Period" zu schaffen, mit denen Stephens' vorzeitig verstorbener Lehrer Clay seinerzeit die „Yale Oriental Series" begonnen hatte.

Vorbedingung für eine wirklich erfolgreiche Durchführung dieses Unternehmens wären natürlich lückenlose Erfassung mindestens aller veröffentlichter Texte, genaue Kenntnis des in Frage kommenden Vergleichsmaterials aus anderen Quellen und Beherrschung der sprachlichen Eigentümlichkeiten der Texte, die auch deswegen unerläßlich ist, weil die Kültepe-Tafeln in der Verwendung der sonst üblichen Determinative vor Personen- oder Gottesnamen usw. äußerst sparsam sind. Es ist mir allerdings sehr zweifelhaft, ob wir zur Zeit in der Lage wären, diesen in der Sache liegenden Anforderungen vollkommen zu genügen, und zwar schon deshalb, weil die nötigen Vorarbeiten großenteils noch ausstehen, fehlen uns doch z. B. noch fast ganz auch nur einigermaßen erschöpfende Listen der als Vergleichsmaterial unentbehrlichen Personennamen der akkadischen Quellen der den Kültepe-Texten vorangehenden und unmittelbar folgenden Epochen, der hethitischen Quellen aus Boghazköj und der subarischen Namen, die uns vor allem in den Kerkuktafeln erhalten sind. Aber auch wenn man berücksichtigt, daß die Bewältigung aller dieser Quellen die Kräfte eines einzelnen weit übersteigt, und von einem „kappadokischen Namenbuch" billigerweise nur erwartet, daß der Verf. in der Lesung der Texte und der in ihnen vorkommenden Namen sicher ist und sich im übrigen darauf beschränkt, etwa die Unterscheidung zwischen semitischem und nichtsemitischem Namensgut, die vor allem durch Landsberger (ZA N. F. 1 [35] S. 220ff.) bereits angebahnt war, zu vertiefen, wird man von Stephens' Buch enttäuscht.

Der Verf. kennt die Prinzipien der „kapp." Orthographie nicht genügend. Das Zeichen *DI*, daß

hier mindestens meistens, m. E. sogar ausnahmslos den Lautwert *sá* hat — gerade die Personennamen lehren das auf Schritt und Tritt[1] —, liest er stets *di, dí* = *DIN* dagegen, das hier niemals diesen Lautwert hat (vgl. schon Landsberger OLZ 1925, 230), liest er häufig *din*; denn er weiß weder, daß Namen wie *I-DIN-A-šur* auch in der allein richtigen Lesung *I-dí-A-šur* einen Sinn haben (vgl. etwa jüngeres *I-di-ilu* bei Tallqvist, Personal Names 94[b] oder z. B. hebr. יִדְעֹנִי), noch daß die Schreibungen *A-šur-i-dí-ma* und *A-šur-i-di-in-ma* nur deswegen wechseln, weil *n* folgendem Konsonanten assimiliert werden kann, ohne daß die entstehende Doppelkonsonanz in der Schrift zum Ausdruck zu kommen brauchte, so daß die Var. für *DIN* = *din* nichts beweist. Längst bekannte Gottesideogramme wie ^{d}AB = *Ellil* sind dem Verf. unbekannt.

In die Sprache der Texte bzw. den Sinn der Briefe, deren Namen Stephens ausgezogen hat, ist er so wenig eingedrungen, daß er — um auch hier wieder nur wenige Belege anzuführen — aus dem Passus *e-en A-šùr ú e-ni-kà lá-mur* „das Auge Assurs und dein Auge möge ich schauen“[2] einen Personennamen *E-en-A-šur*, aus der zahlreiche Male belegten Aufforderung *kaspam iš-tí pá-nim-ma šé-bi-lá(-ma)* „das Silber schicke mir mit dem frühesten (Boten) her“[3] einen Personennamen Babila herausliest. Aus *ša* mit dem folgenden Stadtnamen *Tù-ùḫ-pi₅-a* (der in der Literatur ebenfalls bereits mehrfach behandelt worden war) wird bei Stephens ein Personenname *Šaduḫbela*, aus *me-er-ú Í-lí-a* „die Söhne des Ilia“ ein Personenname *Me-ir*. Kopierfehler älterer Herausgeber werden von Stephens auch dort, wo kein Zweifel möglich ist, als solche nicht erkannt, so daß u. a. außer *Puzur-Aššur* und *Puzur-Ištar* bei ihm auch je ein *Idu-ša-Aššur* und *Idu-ša-Ištar* erscheint. Frauennamen, wie z. B. *Šulùlāa* (oder, wie Stephens ohne Rücksicht auf die immerhin wahrscheinliche Etymologie umschreibt: *Zu-lu-la-a*), werden auch dann nicht als solche bezeichnet, wenn die mit dem Namen verbundenen Verbal- oder Pronominalformen keinen Zweifel daran lassen, daß der betreffende Name von einer Frau geführt wurde.

Wie bereits erwähnt, ist schon einige Jahre vor dem Erscheinen der besprochenen Arbeit verschiedentlich[4] darauf hingewiesen worden, daß gewisse Personennamen der Kültepe-Texte auch in der Zeit des Reiches von Ḫattušaš-Boghazköj nachweisbar sind. Ich erinnere hier nur an die auch in Stephens' Namenliste gebuchten Namen *I-na-ar* [„heth.“ *I-na-ra-aš*], *Na-ki-li-e-id* [„heth.“ *Nakkilīd*], *Tù-ud-ḫa-li-a* [„heth.“ *Tutḫalijaš*]. Bei anderen Namen wiederum ist mindestens ernsthaft zu erwägen, ob sie subarisch-ḫurrischen Ursprungs sind, so z. B. bei *A-gi-a* und *A-gu-a*, *A-ga-áb-ší* [vgl. *A-ga-ab-še* bei Clay a. a. O. 49[b] und die bekannten „Mitanni-Namen“ *Agabšenni* und *Agabtaḫa*], *Ku-za-ri* [in Kerkuk: *Ku-uz-za-ri*] u. a. mehr. Stephens geht diesen Beziehungen in der der Namenliste angefügten „List of elements“ (S. 74—95) fast gar nicht nach, wagt aber doch S. 4f. sehr dezidiert folgendes Fazit zu ziehen: A very large percentage of the names are pure Semitic and an almost equally large number are non-Semitic ..... Among the non-Semitic names there are strong resemblances to Hittite, Subaraean and even Aryan and Greek names.[1]

Auch die ohne weiteres durchsichtigen akkadischen Namen erfahren in der genannten Zusammenstellung der Namenskomponenten eine Behandlung, wie sie ungenügender kaum vorstellbar ist. Die so durchsichtige zweite Komponente des Namens *Ištar-tù-li-sú* „Ištar gebar ihn“ soll zu einer Wurzel *dalû* „to draw out, save“ gehören![2] Aus der ersten Komponente der Namen *A-lá-bu-um* und *A-lá-ḫu-um* soll folgen, daß die Semiten Kappadokiens statt *Ilu* vielfach *Al* oder *Alla* gesprochen haben![3]

Am Schlusse der diese Aufstellung enthaltenden Einleitung versichert der Verf., daß das Buch die Namen aller publizierten Texte enthielte. Stichproben lehren jedoch, daß dies nicht der Fall ist. Den in den von ihm selbst publizierten Texten des Museums in Philadelphia begegnenden Namen *Naba-ri* sucht man gleich manchem anderen vergebens. So besteht der Wert der Arbeit nur darin, daß für viele Namen zahlreiche Belegstellen gegeben sind und dadurch die Zusammenstellung inhaltlich zusammengehöriger Texte, insbesondere der Briefe, die ein und derselben Geschäftskorrespondenz angehören, erleichtert wird, sowie darin, daß Stephens auch mehr als 200 noch unpublizierte Texte der Sammlung Nies herangezogen hat.

Ein wirkliches „kappadokisches Namenbuch“ dagegen steht nach wie vor noch aus. Die Zeit dafür ist auch noch nicht gekommen, nicht nur wegen der oben erwähnten Schwierigkeiten, die die Kräfte eines einzelnen übersteigen, sondern auch weil der Zustrom an neuem Material fortdauert und dieses stets auch neue Personennamen enthält, die die Zahl der noch offenen Fragen vergrößern. Vor der Hand wird man sich daher damit begnügen müssen, die jeweils neu bekannt werdenden Namen zu buchen und zunächst einmal in kleinerem Zusammenhang zu behandeln, wobei die von Stephens gegebenen Belegstellen, bei sorgfältiger Nachprüfung der Lesungen, immerhin von erheblichem Nutzen sein werden.

---

1) Vgl. z. B. die Varr. *DI-ba-zi-a* und *Sà-ba-zi-a*.

2) Die richtige Übersetzung dieser Wendung bzw. ihrer zuerst bekannt gewordenen Variante gab ich übrigens schon OLZ 1926, 753.

3) Auch dieser Ausdruck ist längst richtig übersetzt worden, vgl. S. 78f. meiner von Stephens sonst viel benutzten „Studien zu den altassyr. Texten aus Kappadokien“.

4) Z. B. im Reallexikon der Vorgeschichte, Art. „Kappadokische Tontafeln“ Bd. VI S. 212ff., wo auch schon die (von Stephens nicht näher erörterte) Frage nach etwaigen westsemitischen Komponenten der Personennamen aufgeworfen ist. Vgl. dazu neuerdings auch ZA N. F. 4 (38) S. 243ff.

Furlani, Giuseppe: **La civiltà babilonese e assira.** Roma: Istituto per l'Oriente 1929. (VIII, 520 S.) 8° = Pubblicazioni dell' Istituto per l'Oriente. L 22.—. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

1) Wenn Dussaud, Babyloniaca XI p. 85 solche Arbeit dann eine *statistique précise, établie avec soin* nennt, so beweist das natürlich nur, daß er von diesen Dingen nichts versteht.

2) Das Richtige war bereits in meiner genannten Schrift (S. 68) enthalten.

3) Auch in diesem Falle hätte Stephens sich durch einen Blick auf Landsbergers Ausführungen OLZ 1925, 231 darüber informieren können, daß diese Namen sonstigem *Ali-abum* usw. entsprechen und die Komponente *ālum* „Stadt“ enthalten.

Die Assyriologie hat von italienischer Seite bisher wenig Förderung erfahren; nennenswerte Keilschriftsammlungen sucht man in Italiens staatlichen Museen vergebens. So muß man es begrüßen, daß ein italienischer Gelehrter die zeitgenössische Literatur vor mehreren Jahren aufmerksam zu verfolgen begann und durch kleinere Referate und Abhandlungen der Assyriologie auch in der italienischen Wissenschaft ein Plätzchen zu sichern bestrebt war. Von solchen kleineren Beiträgen schreitet Furlani nunmehr zu umfangreicheren Büchern fort und veröffentlicht fast gleichzeitig eine Darstellung der babylonisch-assyrischen Religion, eine Übersetzung sämtlicher keilschriftlich überlieferter „leggi dell' Asia Anteriore antica" und eine ausführliche Schilderung der babylonisch-assyrischen Kultur, die selbstverständlich auch die Kultur der Sumerer behandelt. Eine Übersetzung des Weltschöpfungsepos und der Annalen Assurbanipals sollen folgen.

Das hier zu besprechende umfangreiche Buch über die Kultur der Babylonier und Assyrer ist flüssig geschrieben und zweifellos geeignet, ein größeres Publikum für den Stoff zu interessieren. Das erste Kapitel „Geschichte der Assyriologie" enthält über die bekanntesten Daten hinaus in geschickter Auswahl manche Einzelheit, die festgehalten zu werden verdient; der darauf folgende Abschnitt „La geografia" gibt dem Leser ein anschauliches Bild der natürlichen Bedingungen des Zweistromlandes, das 3. Kapitel „Le razze e la preistoria" befleißigt sich der notwendigen Vorsicht, z. B. auch den Theorien eines Günther gegenüber. Auch die späteren Kapitel über die „Geschichte", „Sprachen und Schrift", „Religion", „Literatur", „Kunst", „Naturwissenschaften", „Wirtschaft, Gesellschaft und Staat", „Recht", „Heer und Krieg" beweisen, daß der Verf. dem überreichen Stoff von allen Seiten her gerecht zu werden bemüht war. Daß dabei einzelne Gebiete, für die der Verf. ein besonderes Interesse hat, wie z. B. das Recht, besonders ausführlich behandelt werden, wird man gern in Kauf nehmen. Einige etwas störende Wiederholungen, wie etwa die mehrfache Wiedergabe des Inhalts des Weltschöpfungsepos (S. 188 f. im Abschnitt „I miti e le leggende" und S. 280ff. im Kapitel über die Literatur) erklären sich wohl aus der Entstehung des Buches, das auf Vorlesungen zurückzugehen scheint.

Bedenklicher ist, daß der Verf. letzten Endes mit der Materie doch nicht wirklich vertraut ist und offensichtlich zu sehr von den z. T. etwas minderwertigen oder veralteten Quellen abhängt, die er jeweils konsultiert hat. Anderenfalls würde es ihm nicht passieren, daß er Sargon von Akkad 2637 zur Regierung kommen läßt (S. 68), aber Urukagina (S. 407) um 2900 ansetzt, daß er Tiglatpileser III. bald den Zweiten, bald den Vierten, aber niemals den Dritten nennt, daß Narâm-Sin S. 71 richtig als Nachfolger Maništusus bezeichnet wird, S. 186 aber als Sohn Sargons.

Zu vielen ähnlichen Versehen kommen kaum entschuldbare Flüchtigkeiten, etwa bei der Darstellung des Unterganges Assyriens oder bei der Erwähnung des „Yehu di Gerusalemme" (S. 95), und erstaunliche Behauptungen wie diejenige, daß wir nicht nur alt- und neuelamische und altpersische Keilinschriften besäßen, sondern auch medische[1], oder die Angabe, daß Nabonid der Sohn eines reichen Kaufmannes gewesen sei (S. 89).

Sehr unwahrscheinlich ist z. B. auch die in den Quellen durch nichts begründete Angabe, Assuruballiṭ II., der als letzter Assyrerkönig 610 den Thron bestieg, sei ein Bruder Assurbanipals — also ein Sohn des 669 gestorbenen Assarhaddon — gewesen.

So kann das Gesamturteil nur dahin lauten, daß der Verf. der großen Aufgabe, an die er sich so kühn herangewagt hat, doch noch nicht gewachsen war und daher nur eine anregend geschriebene populäre Darstellung gegeben hat, aber kein wirklich fundiertes, auch dem Assyriologen dauernd wertvolles Werk über die Kultur der alten Bewohner des Zweistromlandes.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Christentum.

Festschrift zum 75jährigen Bestehen des jüdisch-theologischen Seminars Fraenckelscher Stiftung. Breslau: M. u. H. Marcus 1929. I (356 u. קמח S.), II (404 u. 67 u. 12* S.) gr. 8°. Je RM 20 —. Angez. von R. Edelmann, Bonn.

Anläßlich des 75jähr. Jubiläums hat das Kuratorium des jüd.-theol. Seminars in Breslau eine Festschrift herausgegeben, zu der Dozenten und ehemalige Hörer des Seminars Beiträge geliefert haben. Die Festschr., die zwei stattliche Bände umfaßt, ist so angelegt, daß die Beiträge der Dozenten den ersten Band ausfüllen, während frühere Schüler, darunter solche, die noch den Gründer Zacharias Frankel gehört haben, den zweiten Band in Anspruch nehmen. Jeder Band ist in einen deutschen und einen hebr. Teil gegliedert.

Die Festschrift umfaßt die meisten Wissensgebiete der jüd. Wissenschaft, von der Bibelwissenschaft bis zu Fragen der neuesten Geschichte der Juden. Im ersten Band bringt J. Heinemann den ersten Abschnitt einer grösseren Arbeit über „Philons griechische und jüdische Bildung" (S. 3—96), in der er zunächst an Hand von Philons Lehre vom Tempelwesen und vom Eid[2] genau prüft, woher Philon sein Wissen hatte, und die möglichen Quellen gegeneinander abwägt. Auf S. 97—251 bringt A. Lewkowitz den zweiten Teil (Die Aufklärung) einer Arbeit über „Das Judentum und die gei-

1) Dieser Irrtum geht möglicherweise indirekt auf Forrer ZDMG N. F. 1 S. 247 zurück. — Auch die sprachlichen Bemerkungen Furlanis S. 120 sind recht schwach, was denjenigen, der seine Übersetzungen z. B. der Leggi dell' Asia Anteriore antica genau nachprüft, allerdings nicht erstaunt. Fertigkeit des Übersetzens aus dem Deutschen oder Französischen ins Italienische macht eben noch keinen Assyriologen.

2) Der zweite Abschnitt erschien im Jahresbericht des Breslauer Seminars für 1929 und der dritte soll 1930 erscheinen. Im zweiten Teil der ganzen Arbeit soll von der Weiterbildung des geschichtlichen Stoffes und vom rein Weltanschaulichen die Rede sein.

stigen Strömungen der Neuzeit"[1]. J. Rabin setzt sich in seinen „Studien zur vormosaischen Gottesvorstellung, erster Abschnitt: Untersuchungen der entwicklungsgeschichtlichen Grundlagen" mit der Quellenkritik des AT. auseinander und versucht „aus dem Pentateuch-Schrifttum in seiner gegebenen Gestalt festzustellen, welches die Eigenart des vormosaischen Gottesbegriffes ist" (S. 261). Er kommt zu dem Ergebnis, daß „die Einheitlichkeit des religiösen Erlebnisses sich als das Charakteristische der Gottesvorstellung des Pentateuchs offenbart" (S. 352). — Im hebr. Teil schreibt M. Guttmann über Palästina in Midraš und Talmud. In übersichtlicher Weise werden die Stellen, die von Palästina, von dessen Geographie, Geschichte, vom Kultus und von den mit dem Lande verknüpften Religionsgesetzen handeln oder sich darauf beziehen, zusammengetragen und besprochen.

Der zweite Band umfaßt eine bunte Reihe von größeren und kleineren Aufsätzen. Über „Memra und Schechinah" handelt F. Aber (S. 1—10). J. Cohn veröffentlicht eine philologische Studie „Die Marktbezeichnungen אטלס und יריד und ihr Verhältnis zueinander" (S. 11—44). Einen geistvollen Aufsatz bringt D. Simonsen: Eigentümliche Namen (S. 367—371). Zur at.lichen Exegese werden zwei Beiträge abgedruckt: M. Katten gibt S. 151—171 Genesis Kapitel 41 als Probe eines Pentateuchkommentars, in dem die meisten älteren jüd. Bibelerklärer einschließlich der Midrašim zu Worte kommen sollen. Den Propheten Maleachi übersetzt und kommentiert L. Levy (S. 273—284). Nach ihm ist das Buch als eine Einheit vor Esra anzusetzen. Den Zuruf „ihr Priester" will er als Hohn auffassen und auf das ganze Volk beziehen. Talmudisches bringen A. Guttmann: Das Problem der Mišnaredaktion (S. 95—130), N. Wahrmann: Die Entwicklung der Bedingungsformen im bibl.-talm. Recht (S. 377—391) und im hebr. Teil A. Schwarz den Traktat Hōrajōt der Tosefta in der Anordnung der Mišna mit einem Kommentar von ihm selbst (S. 1—33). M. Gaster schreibt im deutschen (S. 393—404) und im hebr. (S. 35—67) Teil über die 613 Gebote und Verbote der Samaritaner. M. Dienemann bespricht S. 45—59 J. Klausners Werk über Jesus[2]. J. Elbogen untersucht, wie sich die zwei vorhandenen Textgruppen des Scherira-Briefes zueinander verhalten (S. 61—84). Die im „Milchamot Adonai" des Levi ben Gerson (Gersonides) entwickelte Deutung des Begriffes wird von J. Guttmann analysiert (S. 131—149). Hugo Grotius' Stellung zum Judentum wird von A. Löwenstamm untersucht. J. Lewkowitz behandelt den Eigengehalt der religiösen Begriffe. L. Treitel bringt einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Predigt in Synagoge und Kirche.

Einige weitere Aufsätze behandeln Einzelfragen der neueren Geschichte der Juden in Deutschland, so A. Kober: Rheinische Judendoktoren, I. Freund: Urkundliches zur neueren preußischen Judengeschichte, F. Lazarus: Hessen-Kassel vor der Fremdherrschaft, S. Silberstein: Die Familiennamen der Juden in Mecklenburg und M. Grunwald: Dr. Josef Bloch.

1) Der erste Teil: Die Renaissance erschien bei M. u. H. Marcus in Breslau, ein dritter Teil, über das 19. Jahrh., soll noch erscheinen.

2) Dr. J. Klausner ישו הנוצרי זמנו חייו ותורתו. 2. Aufl., Stiebel-Verlag, Warschau-Jerusalem 1926.

Rybinski, Prof. Dr. Joseph: **Der Mal'akh Jahwe.** Paderborn: Ferdinand Schöningh 1930. (123 S.) 8°. RM 6 —; geb. 7.50. Bespr. von Adolf Wendel, Ober-Breidenbach i. Hessen.

Die Schrift ist katholische schweizerische Dissertation (Freiburg), vorgelegt von einem amerikanischen Priesterseminar-Professor. Sie bringt Aufzählung, Sichtung und Exegese von Stellen, die den M. J. erwähnen; im ersten Teil sind es solche des A. T., im zweiten des N. T., bei Kirchenvätern, Augustin und Thomas v. Aquin. Aus ihnen allen zu erheben, was nun realiter der Engel Jahwes gewesen sei, ist der — nicht angegebene — Zweck der biblizistisch-dogmatischen Arbeit. Auffassungen historischer Forschung werden als „Interpolationstheorie", „Theorie der Erscheinungsform Jahwes", „Sinaitheorie" abgelehnt. Es wird als Ergebnis festgestellt: Der M. J. ist „ein kreatürlicher Engel" (S. 47). „Der M. J. sollte für die Gesamtheit seiner Zeitgenossen, die im Monotheismus gestärkt werden mußten, vor allem Jahwe, seinen Sender, vorstellen, an dessen Stelle erscheinen, reden und handeln; als ein Vorbild des Logos aber sollte er erst in der Zukunft, in der Fülle der Zeit, erkannt werden. Für sich selbst genommen war der M. J. nichts mehr als ein geschaffener Engel" (S. 123).

Über das Problem des Engels Jahwes bzw. die israelitischen Engelvorstellungen überhaupt lag bisher keine Monographie vor. Diese Lücke ist durch die vorliegende Schrift in keiner Weise ausgefüllt. „Exegese" tritt in Rybinskis Arbeit in den Dienst der Dogmatik. So mag der Dogmenhistoriker hier eine bescheidene Materialzusammenstellung finden. Der Sektenforscher, beim „Engel Jehovas", einer Absplitterung der „Ernsten Bibelforscher", weilend, interessiert sich vielleicht für diese Vorläufer seiner „Exegeten". Der Alttestamentler braucht die Schrift nicht zu lesen.

Daß auch technische Sorgfalt gelegentlich fehlt, zeigt folgendes: Eine Teilüberschrift zu I B 6 heißt: „Die Heilige Schrift des A. T., insofern sie durch sich selbst den M. J. erklärt." 7 Seiten hindurch findet sich jeweils der amüsante Kolumnentitel: „Die Hl. Schrift des A. T. durch M. J. erklärt." Der Abschnitt II, 2A, § 2 heißt: „Der zu begründende Christusglaube der Väter als Ausgangspunkt zu ihrer Lehre über den M. J. und die Ausnützung des A. T. zumal den Juden gegenüber." Auf 3 Seiten lautet

der Kolumnentitel: „Der zu begründende Christusglaube der Väter über M. J." Daß der Metteur aus solchem Deutsch nicht klug werden konnte, ist entschuldbar. Der Autor hat jedoch bei der Korrektur seine „Interpretationen" nicht einmal bemerkt.

Goldschmidt, Lazarus: **Der babylonische Talmud.** Nach der ersten zensurfreien Ausgabe unter Berücksichtigung der neueren Ausgaben und handschriftlichen Materials neu übertragen. II. Band: Erubin, Pesahim, Seqalim. Berlin: Jüdischer Verlag 1930. (VII, 703 S.) 8°. Subskr.-Pr. RM 15 —. Bespr. von Paul Fiebig, Leipzig.

Seit dem Erscheinen des 1. Bandes dieser Übersetzung habe ich mancherlei Äußerungen besonders aus theologischen Kreisen erhalten, die ihrer Freude darüber Ausdruck gaben, daß man nunmehr den Talmud in einer wohlfeilen Ausgabe deutsch lesen könne. Namentlich hängt das damit zusammen, daß ja jetzt die Bedeutung des Talmud für die neutestamentliche Wissenschaft in steigendem Maße anerkannt und erkannt wird. — Der 2. Band enthält die Traktate Erubin, Pesachim und Scheqalim, also Erörterungen über die Sabbatgrenze, über das Passahfest und über die Tempelsteuer. Es sei an dieser Stelle zu den in diesen Traktaten aufgespeicherten Stoffen nur folgende Bemerkung gemacht: Die neutestamentliche Wissenschaft treibt jetzt vor allem auch Formgeschichte. Das bedeutet, daß sie auf die Formprobleme aufmerksam ist und auch — vgl. mein Buch „Der Erzählungsstil der Evangelien" (Leipzig, Hinrichs) — erkannt hat, daß die grundlegende Voraussetzung für die Erfassung der wichtigsten neutestamentlichen Formen die Kenntnis der rabbinischen Formen ist. Aber nicht nur von der neutestamentlichen Wissenschaft aus drängt sich die Aufgabe auf, das Formproblem jedes einzelnen Talmudtraktates zu untersuchen, sondern diese Aufgabe drängt sich jedem auf, der überhaupt einmal den Talmud zur Hand nimmt. Und da ist es denn so, daß die übersichtliche Art der Übersetzung G.s, wie sie jetzt im Erscheinen ist, die Lösung dieser Aufgabe dem Nichtjuden sehr erleichtert. Wir haben es hier mit einer auf ursprünglich mündlicher Überlieferung ruhenden Traditionsliteratur zu tun, einer echten Kleinliteratur. Sie ist vorwiegend juristisch-kasuistischer Herkunft. Da die Autoren und Tradenten der einzelnen Urteile, Aussprüche, Anekdoten, Diskussionen namhaft gemacht werden, kann man die einzelnen Stückchen dieses großen Mosaiks aus ihren jetzigen Zusammenhängen bequem herausheben, das von den einzelnen Schulen oder Einzelpersonen Stammende zusammenstellen und nach Form und Inhalt untersuchen. Man beobachtet da gelegentlich die Aufreihung der Traditionen nach Zahlenbeziehungen (7, 3, 4, 6 usw.), die Zusammenstellung mehrerer Aussprüche eines und desselben Rabbinen, die Art der Verweisung auf die Mišna, die Fragen und Antworten, die innerhalb des rabbinischen Unterrichts ihren Sitz haben, die Tendenz, die anscheinenden Widersprüche zwischen überlieferten Stoffen auszugleichen, die verschiedenen Formen der Kasuistik, die Formen der rabbinischen Diskussionen, die Begriffsbestimmungen usw. Man kann nun die einzelnen Stückchen ihrem Alter nach fixieren, man kann feststellen, in welchen Schulen und von welchen Rabbinen der einzelne Talmudtraktat seine Stoffe erhalten, wer an dem betreffenden Traktat gearbeitet hat. Wird diese Arbeit für jeden Talmudtraktat getan, so entsteht allmählich eine „Einleitung in den Talmud", die dem entspricht, was wir etwa unter „Einleitung in das Alte und Neue Testament" verstehen. Strack in seiner „Einleitung in den Talmud" hat dazu zwar mancherlei wichtige Vorarbeit, aber eben doch nur erst die Vorarbeit geleistet. Bei jedem Traktat kommt dann noch hinzu, daß man die termini technici des betreffenden Halakhagebietes möglichst vollständig zusammenstellt, kurzum, daß man in die innere Struktur des Gebäudes der rabbinischen Halakha einen genauen Einblick zu gewinnen sucht. Unter fortwährender Verbindung mit dem Urtext kann man nach G.s Übersetzung alle solche wichtigen Arbeiten durchführen, die in Zukunft sicherlich in einer „Einleitung in den Talmud", die diesen Namen voll verdient, zu finden sein werden. Es ist zu hoffen, daß in Zukunft alle diese großen und für das Neue Testament grundlegenden Aufgaben in Angriff genommen werden. Man vgl. dazu z. B. auch G. Kittels Buch „Die Probleme des palästinensischen Spätjudentums und des Urchristentums", namentlich denjenigen Abschnitt, in dem er die rabbinische Formgeschichte als die grundlegende Vorbedingung zur Lösung der Aufgaben der neutestamentlichen Formgeschichte bezeichnet. Man beobachtet, daß schon jetzt, besonders durch G. Kittel, junge Kräfte für diese Aufgaben geschult und herangezogen werden. Die Zukunft wird sicherlich eine größere Anzahl von Neutestamentlern als bisher aufweisen, die in den rabbinischen Wissensgebieten Bescheid wissen, und dann wird — auch z. B. als Nachwirkung des von Billerbeck Geleisteten — die rabbinische Abteilung des neu- oder alttestamentlichen Seminars diejenige nachdrückliche Wirkung ausüben können, die ihr um ihrer Bedeutung willen zukommt. Einstweilen sind wir noch von alledem weit entfernt.

Rosen, Georg: **Juden und Phönizier.** Das antike Judentum als Missionsreligion und die Entstehung der jüdischen Diaspora. Neu bearbeitet u. erweitert von Friedrich Rosen und Georg Bertram. Tübingen: J. C. B. Mohr 1929. (VIII, 185 S.) gr. 8°. RM 11 —; geb. 14 —. Bespr. von Paul Fiebig, Leipzig.

Der Gedanke zu diesem Werk ist von Georg Rosen, dem Vater von Friedrich Rosen, ausgegangen. Dann haben von Harnack, Enno Littmann, Paul Kahle und vor allem Bertram dem Werke ihr Interesse gewidmet. Im Vorwort wird über die Vorgeschichte des Buches berichtet. — Das Buch vertritt die These, daß die Größe der jüdischen Diaspora sich vor allem so erkläre, daß die Hauptmasse der phönizischen Bevölkerung im Judentum aufgegangen sei. Zunächst werden die Vorbedingungen für diese Verschmelzung untersucht, dann wird das Judentum als Missionsreligion geschildert. Hier ist namentlich auch von der Septuaginta die Rede, also dem Spezialgebiet der Forschungen Bertrams. Das 3. Kapitel redet von Juden und Phöniziern in Syrien und Palästina, Ägypten, in den Küstenländern des Mittelmeeres, auf den Handelswegen im Osten und Norden. Ein Anhang setzt sich mit anderen Versuchen auseinander, die die Zerstreuung der Juden über den Erdkreis erklären wollen. Ein Nachwort Bertrams behandelt schließlich noch besonders den Anteil, den Bertram an diesem Buche hat. — Die beiden Hauptgedanken des Buches sind: 1. Aus seinem Wesen heraus — schon vom Alten Testament her — ist das antike Judentum als Missionsreligion in die Erscheinung getreten, also in einer machtvollen Propaganda, die auch einen großen Erfolg gehabt hat. 2. Durch diese Propaganda hat das Judentum fremde Elemente in sich aufgenommen, vor allem solche, die ihm als semitische nahestanden, in erster Linie phönizische. Der erste Hauptgedanke wird hier namentlich durch Bertram ausgeführt, der zweite geht auf das Werk von Georg Rosen zurück. Es ist nicht zufällig, daß in Bertram gerade ein Neutestamentler an jener jüdischen Propaganda ein Interesse bekundet; denn im Neuen Testament haben wir ja deutliche Aussagen darüber, daß in dieser Zeit das Judentum eine Missionsreligion gewesen ist. Die Nachweise Bertrams, namentlich auch im Anschluß an die Septuaginta, sind sehr dankenswert. Vor allem gewinnen in diesen Zusammenhängen auch die Angaben des Josephus — vgl. S. 73ff. — über die Übertritte zum Judentum in Palästina und Syrien, in Adiabene usw. Gewicht. Für die These Rosens bietet das 3. Kapitel eine Fülle von Material, für das ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß es vermehrt werden kann und muß. Wir kommen hier weiter, sobald das phönizische Material umfassender als bisher durchgearbeitet sein wird. Lehrreich ist, daß R. für seine These (S. 111) auch die Gleichheit des jüdischen Typus überall da festgestellt hat, wo Phönizier im Judentum aufgegangen sein können. Diejenigen, die vor allem auf dem Gebiet des Phönizischen arbeiten, werden nach dieser Richtung am ehesten die von R. gezogenen Linien nachprüfen können und seien daher auf das Buch Rosens hiermit hingewiesen, wie es andererseits allen denen viel zu sagen hat, die sich vom Neuen Testament aus mit der jüdischen Propaganda und Mission beschäftigen.

Beer, Georg: **Faksimile-Ausgabe des Mischnakodex Kaufmann A 50.** Haag: Martinus Nijhoff 1929. (16 u. 572 Taf.) 2°. $ 90. Bespr. von S. Krauß, Wien.

Ähnlich wie seinerzeit (1912) durch H. L. Stracks photographische Ausgabe des „Talmud Babyloniçum" Codex München 95 zur kritischen Festsetzung des Textes des babylonischen Talmuds ein ausgezeichnetes Hilfsmittel geschaffen wurde, so jetzt durch die photographische Ausgabe des prächtigen Codex Kaufmann besonders zur Herstellung eines korrekten Mischnatextes, was womöglich noch wichtiger ist als die des Talmudtextes. Bildet doch die Mischna sozusagen den Grund, auf dem sich der Talmud erst aufbaut.

Wir besitzen freilich für die Mischna auch andere Behelfe, so im Codex München selbst, wo auch die Mischna enthalten ist, und besonders in Codex Cambridge Add. 470, 1, welcher von W. H. Lowe herausgegeben wurde (1883). Aber Codex Kaufmann ragt durch hohes Alter, gute Erhaltung, reichen Inhalt — außer der eigentlichen Mischna sind darin noch einige Nebenstücke enthalten — und sorgfältige, ja prächtige Schrift besonders hervor. Zudem ist dieser Text auch mit Vokalen versehen, freilich, wie sichs herausstellt, von einer fremden und späteren Hand, und man kann darüber im Zweifel sein, ob diese Vokalisation der Sache zum Nutzen gereicht, denn sie ist auf den anders gearteten konsonantischen Text gewissermaßen nur aufgepfropft, aber immerhin bietet der Codex dadurch eine Seite dar, die an und für sich von Wert und lehrreich ist.

Woher der Codex stammt, ist nicht genau zu ermitteln. Sein Besitzer, Professor Dr. David Kaufmann in Budapest s. A., hat in einem hübschen hebräischen Gedichte, das er in den Codex selbst eingetragen hat und das jetzt auch in der Reproduktion zu sehen ist, seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß dieses köstliche Gut nach vielen Mühen und Gefährlichkeiten in seinen Besitz gelangt ist — es war am Purimtage des Jahres 5656 (1896) — aber über das Land der Herkunft findet sich da kein Wort. Desgleichen nicht in dem M. Weißschen Katalog der Kaufmannschen Handschriften und Bücher. Nur Prof. I. Goldziher, der mit Kaufmann eng befreundet war und es allerdings wissen konnte, schrieb in dem „Anzeiger" der Akademie (ungarisch) 1906, daß der Codex aus Südarabien stamme. Ich jedoch

der ich in einem großen Artikel in der Monatsschrift f. Gesch. u. Wiss. des Judent. Jahrg. 51, 1907, S. 54—66, 142—163, 323—333, 445—461 diesen wertvollen Codex nach allen Seiten beleuchtet habe, glaubte aus gewissen äußerlichen Zeichen wahrgenommen zu haben, daß Italien die Heimat des Codex sei, ohne freilich dafür strikte Beweise erbringen zu können.

In dem genannten Artikel, der seitdem, außer dem Wenigen, was Kaufmann selbst darüber geschrieben hat, die wissenschaftliche Grundlage für die Kenntnis dieses Codex bildet und von allen Mischnabearbeitern, wie auch im vorliegenden Falle, immer wieder herangezogen wird, habe ich die Stellung und den Wert des Codex innerhalb der Mischnaüberlieferung darzustellen gesucht, und es erübrigt sich, hier das Gesagte zu wiederholen. Doch ist die ganze Arbeit noch nicht getan worden, und Professor G. Beer, der als einer der Herausgeber der „Gießener" Mischna an dieser Art Forschung großen Anteil hat, wird wohl auch die weitere Arbeit an dem Codex Kaufmann besorgen. Einstweilen ist die Herausgabe selbst als große Tat zu bezeichnen, für die wir allen Beteiligten großen Dank schulden.

Dank gebührt der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest, in deren Besitz der Codex übergegangen ist und die die Reproduktion genehmigt hat; die Reproduktion selbst wurde im Auftrage der Firma M. Nijhoff im Haag von der Firma Albert Frisch in Berlin in vorzüglicher Weise ausgeführt, und jetzt ist die Benützung des Codex viel angenehmer als im Original. Was hätten aber alle Mühen des Gelehrten und die Kunst der Technik genützt, wenn nicht ein Mann sich gefunden hätte, der einen großen Teil der Kosten auf sich genommen hat! Es ist der durch seine literarischen Stiftungen rühmlichst bekannte Herr Dr. G. A. Kohut in New York, der auch hier eine größere Summe aus den Mitteln der Alexander-Kohut-Gedächtnisstiftung zur Verfügung gestellt hat. So erscheint denn das Werk unter den „Veröffentlichungen der Alexander Kohut-Gedächtnisstiftung". Gewidmet ist es der Hebräischen Universität in Jerusalem „als ein Zeichen der Arbeitsgemeinschaft zwischen christlichen und jüdischen Gelehrten" auf dem Gebiete der Wissenschaft des Judentums.

Tykocinski, H.: Die gaonäischen Verordnungen (תקנות). Berlin: Akademie-Verlag 1929. (VII, 186 S.) gr. 8° = Veröffentlichungen der Akademie für die Wissenschaft des Judentums. Historische Sektion, 5. Band. RM 6 —; geb. 7.50. Bespr. von Paul Fiebig, Leipzig.

Die Periode der Gaonen, d. h. der jüdischen Gelehrten von etwa 600 bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, also von den Saboräern und dem Abschluß des babylonischen Talmuds an bis zu der Blüte jüdischer Gelehrsamkeit in Westeuropa, stellt eine sehr reichhaltige Übergangszeit dar, deren Erforschung noch viel abwerfen kann. T. bietet hier Text, Übersetzung und Erläuterung zu den offiziellen juristischen Verordnungen der Gaonen, die an mancherlei verstreuten Stellen erwähnt werden. Für 19 derartige Verordnungen legt T. die erreichbaren Paralleltexte im deutschen und hebräischen Wortlaut vor. Sein Buch zeichnet sich durch Knappheit und Kürze, durch Klarheit und eindringende Beherrschung des Stoffes aus. Die Gaonenzeit bedarf noch sehr weiterer Erschließung. Vieles nicht nur juristische, sondern — wie auch T. betont — vieles kulturell Wichtige harrt hier noch der Untersuchung. Möchte T. sich auch weiterhin solchen Aufgaben widmen! Dem Eindringen in diese reichhaltigen Materialien würde es dienen, wenn T. seine Literaturangaben mit den Jahreszahlen versehen und auch sonst die Einzelübersicht über die Zeit der betreffenden Gaonen und der Schriften, mit denen er gearbeitet hat, erleichtert hätte. Der Gegenstand der dargebotenen Verordnungen ist namentlich das Eherecht — hier Scheidung, Schwagerehe —, der Offenbarungseid, Bann, Buße wegen Unzucht mit einer Nichtjüdin, Zeugenvernehmung usw. Die Verordnungen werfen ein Licht auf wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse und auf die Weiterbildung der Halakha in nachtalmudischer Zeit.

Cowley, A. E.: A concise Catalogue of the Hebrew Printed Books in the Bodleian Library. Oxford: At the Clarendon Press 1929. (VII, 816 S.) gr. 8°. 42 sh. Bespr. von Gerhard Scholem, Jerusalem.

Es ist nun siebzig Jahre her, daß Steinschneiders für die hebräische Bücherkunde fundamentaler Catalogus Librorum Hebraeorum in Bibliotheca Bodleiana erschien und fast ebenso alt ist die auch von dem Autor des vorliegenden Werkes mit sehr würdiger Zurückhaltung geübte Kritik dieses Werkes, das zwar füglich alle Erwartungen, die die Wissenschaft damals auf judaistischem Gebiet hegen durfte, erfüllte, was den Reichtum seiner Informationen und Forschungen anbetraf, aber eben die eine, nächstliegende und konkreteste auf die sonderbarste Weise enttäuschte: nämlich die, nun einen wirklichen, für praktisches Arbeiten in der Bodleiana benutzbaren Bibliothekskatalog zu besitzen. Und freilich war solche Erwartung zu einer Zeit, in der die hebräische Sammlung in Oxford noch eine absolute Monopolstellung hatte, und die Bodleiana das Mekka der Judaisten war, von einem noch weit allgemeineren Interesse als heute, wo andere hochbedeutende Sammlungen sich mit der Oxforder durchaus messen können. Steinschneider gab dem Leser alles, nur das eine nicht: die Sicherheit, daß das verlangte und bei ihm beschriebene Buch auch wirklich in der Bodleiana vorhanden war, da er vielmehr alle bis 1730 erschienenen Hebraica verzeichnete, und die Möglichkeit, es gegebenenfalls auch bestellen zu können: sein Werk enthält keine Signaturen und Standortsangaben. Das vorliegende Werk Cowleys, des derzeitigen

Librarian der Bodleiana, eines der seltenen, hervorragenden, nichtjüdischen Kenner der hebräischen Literatur, gibt nun, was Steinschneiders Werk nicht gab und wohl nicht geben wollte: einen wirklichen, wenn auch äußerst kurzen, Katalog der wirklichen Bestände der Bodleiana. Eine große und mühselige Arbeit ist hier geleistet, die den höchsten Dank aller Fachgenossen und aller Leser der Bodleiana verdient. C. läßt alles gelehrte Beiwerk weg. Alle Hebraica und ein gewisser Teil auch der Judaica sind verzeichnet und man nimmt mit Freuden wahr, daß auch die Literatur der letzten Jahrzehnte nicht ganz außerhalb des Interessenkreises der Bibliotheksverwaltung geblieben ist, wenngleich die Sammlung hier viele wichtige Lücken zeigt. Der Autor entschuldigt sich im Vorwort für die „nur zu offenbaren Mängel" seines Buches mit Rücksicht auf die beschränkte Zeit, die ihm zur Verfügung stand. In der Tat wird man wohl den am meisten in die Augen springenden und wirklich bedauerlichen Mangel des Katalogs hierauf zurückzuführen haben: auch C. wie schon Steinschneider gibt keine Seitenzahlen an, was besonders bedauerlich ist, da damit wiederum eine der Gelegenheiten vorübergegangen ist, bei denen dieser für die hebräische Bibliographie höchst nachteilige Mangel hätte beseitigt werden können, der fast sämtliche wichtigen Kataloge (mit einer einzigen rühmlichen Ausnahme: Winers, leider unvollendeter Katalog der Hebraica des Asiatischen Museums in Petersburg-Leningrad) entstellt. Hier hätte C. der Wissenschaft einen sehr großen Dienst erweisen können, ohne den Umfang des Buches wesentlich zu erweitern. Der zweite ernste Mangel scheint mir die ungenügende Verwertung der Ergebnisse der bibliographischen Forschung seit Steinschneider zu sein. Wozu berichtigen wir in mühseliger Weise viele Details, wenn nicht in der Hoffnung, diese Resultate im nächsten großen Katalogwerk verwertet und damit der Allgemeinheit vermittelt zu finden? Aber die Zeitschrift für hebräische Bibliographie, Kirjath Sepher und andere Stätten bibliographischer Forschung sind in C.s Werk leider nicht ausgenutzt worden. Andererseits ist die Übersichtlichkeit und der Reichtum an cross-references, die die Benutzung sehr erleichtern, im allgemeinen ein großer Vorzug des übrigens ausgezeichnet gedruckten Buches.

Einige von vielen Details, die mir bei der genaueren Durchsicht auf die Bestände an kabbalistischer Literatur hin aufgefallen sind:

Abraham Almalik (p. 9) ist nicht Autor, sondern Herausgeber. Der erste Teil des Buches enthält den פירוש אגדות des Kabbalisten R. Ezra ben Salomo. Abraham b. David I (p. 12): sein angeblicher Jezirekommentar ist von Josef ben Schalom ha-Aschkenazi in Barcelona. p. 17 שער השמים fehlt die Verweisung auf den wahren Autor, Isaak ibn Latif. Abraham Levi heißt Abraham ben Eliezer ha-Levi. Der wahre Autor des vorhergenannten ס׳ המלכית, das nicht „halachisch" sondern streng kabbalistisch ist, ist David ha-Lewi aus Sevilla. Die lurjanischen Schriften (p. 238 und 270) sind in der Bodl. nicht nur in sehr erstaunlicher Armut vorhanden, sondern auch ihre Verteilung auf zwei Autoren, Vital und Lurja, noch dazu ohne jeden Verweis aufeinander, ist ganz unverständlich (wie sie es ebenso schon bei Steinschneider war): mit ebenso großem oder ebenso geringem Recht wie die Schriften Lurjas unter L gehören die Hayyim Vitals unter H. Lurja hat das ס׳ הכוונות oder die דרושים in keinem anderen Sinne „verfaßt", als er auch sämtliche Schriften Vitals „verfaßt" hat: beides sind seine Lehren, aber beide Gruppen im literarischen Sinne zweifellos von Vital verfaßt. Die einzige wirklich von Lurja selbst verfaßte metaphysische Schrift (außer seinen Hymnen) fehlt sonderbarerweise in der Bodleiana: der authentische Kommentar zum ספרא דצניעותא, der erst in der zweiten Ausgabe der לימודי אצילות (1897) gedruckt ist. — p. 371 Autor der beiden Bücher יקרא דשבת und ס׳ לשון חסידים ist R. Nahman aus Tschehrin in der Ukraine, ein Enkel-Schüler des p. 500 erwähnten R. Nahman ben Simha; ס׳ מגן וצנה p. 501 ist von Isaak Chawer (S. meine Bibliogr. kabbalist. p. 160.) p. 453 Sollte wirklich Montgomery: Aramaic Incantation Texts in der Bodl. nicht vorhanden sein? Woher die Vertreibung der Juden „aus Genua (?)" ins ס׳ גירושין Cordoveros p. 463 gelangt ist, ist mir dunkel, die Aufklärung des sonderbaren Titels habe ich schon 1924 in Kirjath Sepher I, 164 gegeben.)

Es läßt sich in dieser Weise noch viel verbessern, ohne daß dies aber den großen, praktischen Wert des Buches und den Dank, den man dem Verf. und der Verwaltung der Bodleiana dafür schuldet, vermindern könnte.

Koeppel, Robert: **Palästina.** Die Landschaft in Karten und Bildern. Tübingen: J. C. B. Mohr 1930. (VII, 174 S.) 4°. RM 18 —. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Die Arbeit des Verf.s, der durch seine trefflichen Hochkarten von Palästina schon gezeigt hat, daß er bestrebt ist, die Wirklichkeit dieses Landes nicht nur selbst zu erfassen, sondern auch Anderen zu zeigen, spendet hier ein neues Hilfsmittel für den geographischen Unterricht, dem Lehrer unerläßlich, weil bisher nichts Ähnliches vorhanden war, aber auch für privates Sicheinleben in Palästina geeignet, wenn andere Hilfsmittel wie Fischers Palästina, Blanckenhorns Syrien, Arabien und Mesopotamien, Schwöbels Landesnatur Palästinas dazugenommen werden. Die Kartenskizzen und Durchschnitte zeigen die Grundelemente der Form des Landes, seiner Bewässerung, seiner Bewachsung und Bewaldung im Zusammenhang mit seinem geologischen Werden, die Abbildungen, unter ihnen eine Anzahl von Fliegeraufnahmen, aber auch eigene Aufnahmen

des Verfassers, die äußere Erscheinuug aller besprochenen Formen. Sie sind so geordnet, daß man an ihrer Hand eine Reise durch das Land machen kann. Zu bedauern ist nur, daß bei den Bildern die Zeit der Aufnahme und die Himmelsrichtung, in der sie aufgenommen wurden, nicht angegeben ist. Tageszeit und Jahreszeit sind für die Landschaft nicht gleichgültig, und die Himmelsrichtung muß man kennen, wenn man Bild und Karte in Einklang bringen will. Den Schluß bildet vor den Registern eine Beratung für das Palästinastudium mit Angabe der wichtigsten Hilfsmittel, unter denen mein „Jerusalem und sein Gelände" (1930) noch nicht erwähnt sein konnte, aber Brawers hebräisches Ha-Arez, 2. Aufl. 1929, nicht fehlen sollte.

Semitistik, Islamistik, Turkologie.

Ibn Hammâd: Histoire des Rois ʿObaïdides (Les Califes Fatimides), éditée et traduite par M. Vonderheyden. Alger: Jules Carbonel, und Paris: Paul Geuthner 1927. (XII, 100 u. ٦٤ S.) gr. 8° = Publications de la Faculté des Lettres d'Alger, IIIe Série. Textes relatifs à l'histoire de l'Afrique du Nord, Fasc. II. 20 Fr. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Ibn Ḥammād hat in seiner 617/1220 geschriebenen Geschichte der fatimidischen Kalifen die Zeit von 909—1171 (ʿObaid Allāh—al-ʿĀḍid) behandelt. Der die ersten beiden Drittel umfassende Abschnitt des Werkes (ʿObaid Allāh, al-Qā'im und Ismā'īl al-Manṣūr, 909—953) ist bereits von Cherbonneau übersetzt (Journ. As. 1852, II, und 1855, I). Cherbonneau stützte sich auf zwei Handschriften, die Vonderheyden, der Herausgeber der vorliegenden Veröffentlichung, nicht aufzufinden vermochte. Er, V., benutzte zwei Hss., die sich als von denen Cherbonneaus verschieden erwiesen: eine in Paris, eine in Algier. Letztere legte er zugrunde, die andere zog er vergleichsweise heran. Der von V. vorgelegte arabische Text war bis dahin unediert. Die Übersetzung Cherbonneaus von den ersten beiden Dritteln hat V. wiedergegeben, doch vereinfacht und an Stellen, wo Ch.s Text von dem V.s abwich, letzterem angeglichen. Die Übersetzung des letzten Drittels ist neu. Der von Ch. bearbeitete Teil, der die maġribinische Periode der Fatimidengeschichte behandelt, ist der interessantere, weil hier dem maġribinischen Verfasser sicherlich besondere Überlieferungen zu Gebote standen; weniger gehaltvoll ist der die ägyptische Periode behandelnde, von V. neu bearbeitete Teil.

Ein Hauptverdienst des Herausgebers sind die zahlreichen, der Übersetzung beigegebenen Anmerkungen. Hier hat er auf Grund der sonstigen bisher veröffentlichten Literatur (arabische Texte, neuere Studien; Liste S. 12—14) die im Text behandelten geschichtlichen Tatsachen beleuchtet, ergänzt und z. T. richtig gestellt.

Die Übersetzung befriedigt im allgemeinen in den leichteren Teilen des Textes, doch ist sie auch hier öfter nicht genau genug. Arab. Text, S. ٤٠, Z. 9: ein Teil der geschlagenen und zerstreuten Rebellen gelangte bis zum Sūdāngebiet فأقام بها „und blieb dort", Übers. nur: „allèrent jusqu'au pays des noirs". — Ebenda Z. 11: Abū'l-Ḥasan Ǧauhar. Die Übers. gibt die Kunja nicht wieder. — ٤١, Z. 6—7: وسجد ونسى الركوع „er warf sich nieder und vergaß die Gebetsverbeugungen", in der Übers. sinnstörend nicht ausgedrückt. — ٦٣, Z. 5 und 13 sind Teile, die sachlich von Belang sind, dem Herausgeber aber wohl Schwierigkeiten machten, ohne weitere Bemerkung unübersetzt gelassen. — ٦٣, Z. 17: في آخر سنة ٥٦٤ „am Ende des Jahres 564", Übersetz. einfach „en 564". — ٤٢, Z. 14 لا زاجر للمتعدين ولا قامع للظالمين „es gab niemanden, der die Gewalttätigen zurückhielt und die Übeltäter bändigte". Übers.: „Il n'y avait point, contre les injustes, de redresseur de torts, ni de vengeur pour les oppresseurs". Aber es ist ein Unterschied für ein bedrängtes Volk, ob ein Unrecht verhindert oder nur gerächt wird. — ٤٤, Z. 8—9: لا تخذلوا وليا بمولانا (مولانا؟) ولا تنصرون له عدواً „laßt einen Freund unseres Herrn nicht im Stich, und ihr sollt einem Feinde von ihm nicht helfen". Übers.: „Vous n'abandonnerez pas le service de notre maître, vous n'aiderez pas ses ennemis". — Ähnlicher Ungenauigkeiten findet sich eine große Anzahl, auf die einzugehen hier zu weit führen würde. Man hat öfter auch in Kleinigkeiten (so wenn in Verbindungen wie فيما يعمكم صلاحه ٤٣ unten, ٤٤, Z. 1 das Suffix in صلاحه nicht mit dem ما zusammengefaßt, sondern sinnwidrig anders bezogen wird) das Gefühl, daß dem Herausgeber das Arabische noch nicht sehr in Fleisch und Blut übergegangen war. Daher denn in anderen Fällen, besonders wo der Text etwas weniger durchsichtig oder nicht ganz in Ordnung ist, eine starke Hilflosigkeit des Herausgebers gegenüber dem Text und Mißgriffe in seiner Übersetzung. In der Proklamation, die Ǧauhar im Auftrage von al-Mo'izz im Ša'bān 358 (Juni—Juli 969) an die Bevölkerung Ägyptens erließ, heißt es zum Schluß: كتبتُ هذا الأمان على ما نفذ به أمر مولانا ... على الوفاء بجميعه لمن أجاب من اهل البلد وغيرهم إلى ما شرط فيه „Ich habe diesen Amān (diese Schutz-Verheißung) auf Grund des (an mich) ergangenen Befehls unseres Herrn geschrieben. Mir fällt zu die Verpflichtung (ʿalaija), seinen (des Amāns) gesamten Inhalt (alle darin gegebenen Zusagen) gegenüber allen denen, seien es Leute des Landes oder andere, zu erfüllen, die den in ihm enthaltenen Forderungen entsprechen". Übersetzung: „j'ai rédigé cet aman d'après les ordres de notre maître . . ., à la condition que tous ceux, gens du pays et autres, qui répondent favorablement aux stipulations posées, satisfassent à toutes les obligations". Hier ist durch Verkennung des على الوفاء die von Ǧauhar seinerseits übernommene Verpflichtung unter den Tisch gefallen, und die Übersetzung

ist eine sinnlose Tautologie. Niemals würde man im Arabischen „à la condition que ceux qui . . . [usw.] satisfassent" übersetzen durch على الوفاء لمن. — Nach dieser Stelle würde ich ff, Z. 2 die Worte وعليكم الوفاء بما ألزمته نفسي, die so nicht in Ordnung sein können, emendieren in وعلىّ لكم الوفاء بما ألزمته نفسي „mir fällt zu, Euch das, wozu ich mich verpflichtet habe, zu erfüllen". Die Übersetzung liest aus dem Arabischen heraus: „En compensation de votre sincérité, vous pouvez compter sur ce à quoi je m'engage".

Ich muß mich mit den vorliegenden Aushebungen aus zahlreichen Notizen, die ich mir machte, begnügen, verzichte auch auf eine Zusammenstellung von Druckfehlern des arabischen Textes, die mir aufgestoßen sind, zumal ihnen eine richtige Übersetzung gegenüberzustehen pflegt. Ich möchte das Verdienst dieser Veröffentlichung, das namentlich durch die sachliche Bearbeitung in den der Übersetzung beigegebenen Anmerkungen begründet ist, nicht verkleinern, meine aber doch, daß eine Edition, die als offizielle Veröffentlichung der Faculté des Lettres in Algier hinausgeht, sorgfältiger hätte durchgearbeitet werden müssen, und wenn schon die Kenntnisse und die Übung des gewiß fleissigen Herausgebers noch nicht ausreichten, so hätten die bestehenden Mängel durch Mitarbeit eines erfahreneren Gelehrten ausgeglichen werden müssen.

Armstrong, Harald: **Turkey and Syria reborn.** A Record of two years of travel. London: John Lane The Bodley Head Ltd. [1930]. (XVI, 270 S. m. 21 Abb., 1 Karte). 8°. Bespr. von R. Hartmann, Göttingen.

Turkey and Syria reborn? Wirklich reborn? In Wahrheit ist der Grundton des etwas melancholisch gehaltenen Buches doch der, daß die Arbeit, die bisher getan ist, im Grunde nur ein Niederreißen, nicht ein Aufbauen ist.

H. Armstrong stand vor dem Weltkrieg bei der türkischen Gendarmerie in Skutari und hat aus dieser glücklichen Zeit eine — von Romantik vielleicht nicht ganz freie — Liebe zum türkischen Volk behalten, die ihm auch nicht verlorenging, als er, von Kūt al-ʿAmāra zu Fuß in die Kriegsgefangenschaft abtransportiert, die Rückseite der türkischen Wirklichkeit kennenlernte. Er sieht später von der britischen Botschaft in Konstantinopel aus die siegreichen Truppen der Entente das Land beherrschen und erlebt den etwas beschämenden Abzug der Okkupationsarmee 1923 mit. Und 1927 kommt er als Mitglied der Kommission zur Feststellung der Kriegsschäden wieder in den Orient. Mit Freuden ergreift er die Gelegenheit, selbst zu sehen, was aus den Ländern, die er kennen und lieben gelernt hatte, und über deren neuen Zustand in Europa die seltsamsten Dinge zu hören waren, wirklich geworden ist.

Er kennt also — wenigstens die Türken und das alte osmanische Reich — wie wenige. „For many years I had . . . lived as a Turk, seeing with Turkish eyes and hearing with Turkish ears", sagt er (S. 115) von sich selbst. Und der Inhalt des Buches zeigt, daß das nicht übertrieben ist. Freilich ist er immer der Engländer geblieben, dessen Schwäche und Stärke zugleich es ist, daß ihm eine letzte Grenze für das Verständnis fremden Volkstums gezogen bleibt. Die Franzosen sind ihm sichtlich unsympathisch und — unverständlich (s. S. 26f.). Die Deutschen liebt er nicht — es mag richtig sein, daß er in Anatolien auch weniger angenehmen Typen begegnete —, aber eine gewisse Achtung scheinen sie ihm doch abzunötigen. Den Arabern und ihrem Nationalismus gegenüber ist er von tiefer Skepsis erfüllt. Interessant ist für den Bewunderer von T. E. Lawrence seine etwas sarkastische Charakterisierung dieses doch übergewöhnlich energischen Mannes (S. 87ff.). Es ist kennzeichnend für Armstrong, daß die Drusen und die Nuṣairier die einzigen Bevölkerungsteile Syriens sind, die ihm Sympathie einflößen.

Das Bild, das er von Syrien und der französischen Herrschaft dort entwirft, ist trostlos. Nur im Nuṣairier-Gebiet kann er von einer wirklichen Besserung der Verhältnisse sprechen.

Und die Türkei? Er erkennt die Bedeutung der durch ihre Willenskraft überragenden Persönlichkeit des Gazi Paşa durchaus an (S. 195f.) und ebenso die der etwas „enigmatic figure" des klugen kleinen Ismet Paşa. Er rühmt die Fähigkeit und Energie der dünnen herrschenden Schicht und spricht von ihrem verzweifelten Kampf mit der „inefficiency" der unteren Beamten und der Rückständigkeit der Masse der Bevölkerung (S. 156, 169, 197, 246). Beides ist etwas verallgemeinert, aber im Grunde richtig gesehen. Und dann schildert er lebenswahr die furchtbare Verwüstung, die die Freiheitskriege über das Land gebracht haben, die verlassenen und verfallenen Dörfer und Städte, die öden Felder, schildert anatolische Straßen und anatolische *otels* so, wie sie sind. Er stellt die wirtschaftliche Depression dar, die der Bevölkerungsaustausch vollendete. Und er zeichnet die biederen Bauern und Kleinstädter, die unter den neuen seltsamen Kopfbedeckungen nicht mehr ganz die würdigen vornehmen Türken von einst sind, sondern einen leisen Anstrich des Komischen tragen, die, statt richtig zuzupacken, mit der kindlich hilflosen Geste *ne yapalim*, „Was sollen wir machen?", tatenlos der Lage gegenüberstehen und sich trösten mit dem „at

least we are free" (S. 146), das sich wie ein Refrain durch das Buch zieht: „we are free to fulfil our destiny" (S. 247), wie einer der oberen Beamten das Wort ergänzt.

Was wird dieses Schicksal sein? Die Frage bleibt offen. „I realised the immense difficulties, the need of wholesale destruction and demolition before any construction of the national life could be begun", und „I could not find signs of the awakening of a new spirit to inspire the people to success" (S. 209). Die Religion ist tot, die Kultur des alten türkischen Lebens ist im Stillen da und dort noch zu finden, aber sie ist unwiederbringlich dem Untergang verfallen. Mustafa Kemal selbst scheint der Überzeugung zu sein, daß die Masse „untouchable, unmovable" ist. Und „all the Governments energies were concentrated on the schools, where the children were taugth advanced democratic ideas, new ideas, new conventions" (S. 197).

Vage Zukunftshoffnungen, aber kein Ansatz zu ihrer Erfüllung! Aber dann stellt er auch wieder die völlige Sicherheit des Landes fest (S. 160) und staunt, wie trefflich die anatolische Bahn — von Türken betrieben — funktioniert. Solche Beispiele „suggest that there may be unsuspected qualities in the Turks, if the right stimulus can be found" (S. 151). Und trotz aller Bemühungen, die westliche Zivilisation anzunehmen, bleiben sie Orientalen, und trotz aller Säkularisierung „still they" in ihrem nationalen Stolz „remained the natural leaders of Islam" (S. 207).

Diese Eindrücke legt Armstrong nieder nicht in der Form einer systematischen Darstellung, sondern in losen Tagebuchblättern, wie sie z. T. in Zeitschriften und Zeitungen schon erschienen waren. Seine Urteile sind oft etwas journalistisch rasch, zu kategorisch und uneingeschränkt, wo strenge Sachlichkeit hundert Wenn und Aber setzen würde. Der kurdische Aufstand von 1925 gegen die Regierung war doch nicht die Folge von „their own stupidity" (S. 186). Ich glaube nicht, daß diese Auseinandersetzung ganz zu vermeiden war. Und ich zweifle, ob der Islam in der Türkei endgültig tot ist. Armstrong scheint mir zu viel Spitzel und Fremdenhaß zu ahnen. So ließe sich lange fortfahren. Aber das Ganze ist doch so gut gesehen und in so scharfen Bildern gezeichnet, daß man seine Freude daran haben muß.

Und letzten Endes hat Armstrong selbst den Grund aufgezeigt, warum die Arbeit der jüngsten Zeit zunächst ein Niederreißen ist. Er sagt angesichts der heutigen Situation in Syrien S. 54: „There would be no gradual evolution of the old into the new, but the new would come in on great overwhelming breakers." Ich glaube oder fürchte, daß er recht hat. Ich glaube mehr und mehr, daß die Entwicklung in den anderen islamischen Ländern der in der Türkei, mögen sie wollen oder nicht, vielfach auf deren Wegen folgen wird. Es liegt, scheint mir, weniger Willkür darin als Zwangsläufigkeit. Haben vielleicht Mustafa Kemal und die Seinen instinktiv die Lage nur als die ersten erfaßt?

Was die Lektüre des Buches zu einem Genuß macht, das sind die kleinen lebenswahren Szenen aus dem heutigen Anatolien. Köstlich ist z. B. die Autofahrt des Verf. von Ula Kişla nach Kayseri dargestellt. „Both the driver, Hassan, and his car were wrecks. He was a scraggy, unshaven little man", der kurz nach Beginn der Fahrt auf die Frage, wie weit es nach Kayseri sei, antwortet: „Effendi, four hours. With a road like this [sie ist mit Liebe geschildert; sie ist . . . nun, wie eben anatolische Straßen zu sein pflegen!!] we can fly along birdlike" (S. 153). „His [sc. Ḥasan's] knowledge of mechanics was rudimentary, but as long as the wheels went round — and in some fantastic Turkish way they did go round . . . — Hassan was happy." Nach 7 Stunden kommen sie nach — Niğde! Am anderen Morgen fragt A., wie weit es jetzt noch sei. Die Antwort ist: „we can go in four hours, for on such a road we can fly like birds!" (S. 155), worauf A. es in der Kälte vorzieht, ein Stück zu reiten. Nach 1½ Tagen Reitens trifft er an der verabredeten Stelle den Chauffeur und fragt — unvorsichtig genug — nochmals. „Ah, we can . . . in four hours . . . with a road like this we can fly birdlike!" (S. 161). Zum Schluß gerät er mit Ḥasan in eine Differenz, da er kurz vor Kayseri noch einmal aussteigen will; Ḥasan aber will weiterfahren. Sie werden heftig und Armstrong bekennt, das reiche Vokabular der türkischen und arabischen Schimpfwörter gründlich ausgeschöpft zu haben. Vergebens! Zum Schluß schilt er ihn noch *adebsiz*, „unmanierlich", worauf Ḥasan sofort hält: „you can stop and do what you like! It is not true, and I cannot let any foreigner think that I am unmannerly" . . . . We were friends again. In all things he treated me as an equal with, I think, a sense of his own superiority, but a politeness that did not make this offensive" (S. 163).

Wer Anatolien und anatolische Autofahrten kennt, kann Skizzen von solcher Echtheit nicht widerstehen. Es ist doch schön in Anatolien! Und ein Kern von Wahrheit ist auch daran, daß „even if he is trying to do a kindness, it is hard to like a Greek, an Armenian or a Syrian, whereas even if he is doing unpleasant things, it is hard to dislike a Turk" (S. 190).

---

1. **Alijef, A., u. K. Borijef: Orьsca-tyrkmence sөzlik.** (Russisch-Turkmenisches Wörterbuch.) Aschhabad: Türkmenische Staatsbuchhandlg. 1929. (452 S.) kl. 8°. 3 p. 50 K. [Russisch.]
2. **Potselouièvsky, A. P.: Le Rhythme poetique des Chansons populaires des Goeuklains.** Aschhabad: Türkmenische Staatsbuchhandlg. 1928. (20 S.) 4° = Édition de l'Institut de la Culture Turcomanne. [Russisch.] Bespr. von G.-R. Rachmati, Berlin.

Der türkische Wortschatz ist leider bis jetzt in seinem großen Umfange noch nicht zusammengetragen. Die Bezeichnungen und Fachausdrücke, die eine Kulturgemeinschaft darstellen und die gegenseitige Verständigung er-

leichtern, sind, infolge der jahrhundertelangen Zerissenheit der türkischen Stämme, verloren gegangen. Die schöne Sprache, die wir wegen ihrer Vollkommenheit und Ausdrucksfähigkeit bei den Uiguren bewundern, konnte sich bei den einzelnen Stämmen nicht erhalten. Auch der tschagataische Sprachkreis, der eine Zeitlang die alte Tradition aufrecht zu erhalten strebte, mußte seine Wirksamkeit schließlich einstellen, da die Grundlagen, die ein gemeinsames Kulturleben bedingen, nicht mehr vorhanden waren. Durch den Islam und die durch Araber und Perser vermittelten Wissenschaften haben die Türken mit der arab. Schrift auch eine Menge von Fachausdrücken übernommen, die das Bild der türk. Schriftsprache so verändert haben, daß sie dem Volke beinahe unverständlich wurde. Das nationale Erwachen und die damit in Verbindung stehenden Bestrebungen und Einrichtungen, wie Schule, Literatur, periodische Veröffentlichungen usw. schufen neue Bedürfnisse, die irgendwie gedeckt werden mußten. Da die Turkologie heute diesen Anforderungen noch nicht gerecht werden kann, versuchen die einzelnen Stämme dies Ziel jeder nach seinem eigenen Gutdünken zu erreichen. Da das Sprachmaterial, das sich teilweise bei den einzelnen Stämmen des türk. Volkes erhalten hat, hierfür nicht in Betracht kam, müßte man versuchen sich mit Übersetzungen zu behelfen. Dieser Umstand gilt in vollem Umfange auch für die Wörterbücher und wird wohl solange unvermeidlich bleiben, bis eine türkische Akademie für die planmäßige Erforschung und praktische Anwendung der Sprache Sorge tragen wird. Ein solcher Übersetzungsversuch ist auch dieses hier vorliegende Buch, das den Zweck hat, das Verständnis der russischen Sprache und der ihr eigenen Fachausdrücke den Turkmenen zu erleichtern, die durch die veränderten Verhältnisse gezwungen sind, ihre Landesherren und deren Sprache näher kennen zu lernen. Nur so können wir es verstehen, wenn wir *esgoк* ('Reiter') als *'ata mynip jəryci'* wiedergegeben finden (S. 62). Abgesehen von solchen unvermeidlichen Mängeln, die wir noch eine Zeitlang bei allen Türken wiederfinden werden, zeigt dieses Wörterbuch erfreulicherweise eine selten schöne und sorgfältige Ausführung. Der über 20 Tausend Ausdrücke zählende Wortschatz ist auch für die Wissenschaftler von großer Bedeutung, da er uns eine Sprache näherbringt, die zu den wenigstbekannten Türkdialekten gehört. Das Turkmenische, das zwischen den Ost- und Westgruppen der Türksprachen liegt, an einer der Hauptstraßen der türk. Wanderungswege, nimmt einen besonderen Platz ein. Sowohl dem Wortschatz als auch der Grammatik nach sind einzelne Turkmenenstämme, deren Wortsatz nur zum Teil in Betracht gezogen worden ist, von großer Wichtigkeit, weil wir in ihnen nicht nur die Zeugen der großen Wanderungen, sondern auch Teilnehmer derselben sehen können, die dort eine neue Heimat gefunden haben.

Es wäre wünschenswert, wenn neben solchen Wörterbüchern, die nur für den heutigen Bedarf berechnet sind, auch ein turkmenischer Wortschatz gesammelt würde, ähnlich dem, den wir schon in dem Werk von G. Walidi (*Tatar tiliniñ tuli süzligi*) besitzen. Solche Sammlungen würden dann später die Grundlage für einen türkischen Thesaurus bilden.

Wir können immer nicht genug betonen, daß wir alles, was mit dem Türkischen zusammenhängt, noch sehr wenig kennen. Noch dunkler ist für uns die Welt der türkischen Dichtung. Auf diesem Gebiete fehlt uns jede Übersicht. Der Verf. wird schon recht haben, wenn er sagt: die herrschende Meinung bei den Orientalisten war bis jetzt, daß der Rythmus der turkm. Volkslieder ohne Ausnahme syllabisch sei. Aber auf seiner Reise zu den Goklen-Turkmenen (Bezirk Karakalinsk) konnte er keine Spur von syllabistischem Rythmus entdecken und alle von ihm untersuchten Lieder hatten den tonischen Rythmus. Womit dies alles zusammenhängt und ob diese Erscheinung nur den Goklen-Turkmenen eigentümlich ist, wissen wir nicht. Die Melodie wird dabei natürlich eine große Rolle spielen. Deshalb wäre es sehr wünschenswert, sie durch Plattenaufnahmen weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Das türkische Volk in seiner ungeheuren Verbreitung birgt noch sehr viel für die Wissenschaft Interessantes in sich. Die bis jetzt mit bezug auf das Türkische aufgestellten Behauptungen stammen ‚fast ohne Ausnahme aus der Beobachtung nur einzelner Teile und bedürfen einer sorgfältigen Kontrolle, die naturgemäß nur unter Hinzuziehung der anderen Turkvölker gemacht werden kann.

Kaukasus, Iran.

Nerses von Lampron, *Մեկնութիւն ժողովողի*[1]: Erklärung des Versammlers (Predigers), hrsg. und übs. von Dr. Max, Herzog zu Sachsen. Leipzig: Harrassowitz 1929. (IV, 188 S.) 4°. RM 24 —. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

Nachdem uns der Herausgeber bereits desselben Verfassers Erklärung der Sprüchwörter vorgelegt hat[2], erhalten wir jetzt eine Ausgabe des Predigerkommentars des berühmten Erzbischofs von Tarsus.

Er stammte aus einer der vornehmsten Familien von Kilikisch-Armenien; die Herren von

1) Auf Umschlag und Titelblatt ist leider *ժոզովողի* stehengeblieben (in Majuskeln, zu erklären aus einer Verlesung *ղ* statt *ղ*).

2) *Տեսութիւն առակաց սողոմոնի Ներսեի հայիկապատի տարսոնի.* Erklärung der Sprüchwörter Salomos, Armen. Text, hrsg. u. übers. v. Prinz Max, Herzog zu Sachsen. 3 Tle. Leipzig 1919—1926. Gr. 4°. Mit 3 Handschriftenreprod.

Lampron (*Լամբրոն*, auch *Լամբրուն*) waren nach der Eroberung Armeniens durch die Salčuqen wie viele andere Geschlechter in das Taurusgebiet gewandert, der erste, Ǫšin (*Օշին, Աւշին*), stand in guten Beziehungen zu Byzanz[1]. In der Folge mußten sie zwar nach manchen Zwistigkeiten den Rubeniden den Vorrang überlassen[2], aber sie behielten immer einen maßgebenden Einfluß, zumal seit der Heirat Ǫšins II. mit einer Nichte der Patriarchen Grigor III. und Nerses IV. Šnorhali aus der Familie der Pahlawuni, in der im 12. Jahrhundert das armenische Patriarchat fast erblich geworden war[3]. So ist es verständlich, daß der junge Nerses bereits als 23jähriger vom Patriarchen Grigor IV. zum Erzbischof von Tarsus berufen wurde (1175), nachdem er vorher das Bistum Lampron abgelehnt hatte, um seinen Studien zu leben[4]. Auf der Synode von Hṙomgla (*Հռոմկլայ*) 1179 trat er in einer glänzenden Rede für den Zusammenschluß mit der römischen Kirche ein[5] und blieb immer ein Führer derer, die (allerdings auch aus politischen Rücksichten) romfreundlich waren und auch eine Union mit der griechischen Kirche anstrebten[1]. Bei der Königsweihe Lewons des Großen 1198 war er der erste, der die Union mit Rom beschwor[2]. Noch kurz vor seinem Tode (14. Juli 1198) verteidigte er seinen Standpunkt in einem bedeutsamen Briefe an König Lewon[3]. Er war einer der hervorragendsten Gelehrten und Theologen des mittelalterlichen Armenien[4].

Das beweist auch seine Erklärung des Qoheleth. Schon mit Rücksicht auf die außerordentlich umfangreiche Literatur über den Prediger ist es nicht möglich, hier eine eingehende Würdigung zu geben. Der kritische Wert des Kommentars kommt hauptsächlich für den armenischen Bibeltext in Betracht, weil dieser ja von der LXX abhängt. Z. B. ergibt die Erklärung zu 1, 15, daß statt *զարտարիլ* des herkömmlichen Textes (ed. Zǫhrab, Bagratuni) gemäß κοσμηθῆναι der LXX *զարտարիլ* zu lesen ist[5].

Sehr wertvoll ist es, daß immer ausdrücklich angegeben wird, wo es sich um eine besondere Auffassung des Nerses handelt, und daß auch der (armenische) Bibeltext immer dementsprechend übersetzt wird. So kann man rasch die abweichenden Auffassungen auf ihre Grundlagen nachprüfen. Die knappen Erklärungen und textkritischen Anmerkungen tun das Ihre, unseren Eindruck eines sorgfältig hergestellten Textes und einer sehr gewissenhaften Übersetzung zu befestigen[6]. Die biblischen Stellen-

1) Nach Čamčians Vermutung ist dieser Mann (bei Matthēos Uṙhayeçi, Chronik, cap. 151 p. 314, 23ss. ed. Jerusalem 1869 (*Աւշին*) = p. 259, 10ss. ed. Vałaršapat 1898 (*Օշին*) = p. 217 trad. E. Dulaurier, Paris 1858 erwähnt), identisch mit dem Ἀσπιέτης bei Anna Komnena, Alexias 12, 2, vol. 2, 146, 20ss. ed. A. Reifferscheid, Lips. 1884, was Dulaurier l. c. p. 433, not. 7 und der Jerusalemer Herausgeber, l. c. p. 566s., not. 188 annehmen.

2) Wir haben dafür nur Andeutungen; cf. des Priesters Grigor Fortsetzung zu Matthēos Uṙhayeçi cap. 263, p. 508, 15ss. ed. Jerus. = p. 401, 9ss. ed. Vałaršapat = p. 335 trad. Dulaurier, und Sempad, Chronik p. 13s., 24 trad. Langlois (= Mém. d. l'Ac. Imp. d. Sc. d. S. Pét. 7, 4, nº 6, 1865). S. ferner die Geschichte der Rubeniden im Anhang IV zu Samuel Aneçi, Chronik ed. A. Tēr Mikʿelian, Vałaršapat 1893, p. 207, 8ss., bes. Z. 16ss. (wozu F. N. Finck, Z. f. arm. Phil. 1, 1 (Marburg 1901) 13 die Varianten der Hs. verzeichnet).

3) Für die genealogischen Verhältnisse s. die Stammtafeln bei F. Justi, Iran. Namenb., Marburg 1895, 423, und jetzt bei J. Markwart, Südarmenien und die Tigrisquellen, Wien 1930, 528.

4) Einiges über ihn und seine Arbeiten cf. bei C. F. Neumann, Versuch e. Gesch. d. arm. Lit. Leipz. 1836, 168ss. P. Vetter in Wetzer und Weltes Kirch.-Lex. 2. Aufl. 9, 1895, 162—164. S. auch *Պատմութիւն Վարուց Ներսիսի հայոց պատրիարքի* bei Tēr Mikʿelian, l. c. Anh. V, p. 224 ss. und Grigor Skewṙaçis *Ներքոհան ՚ի Սուրբն Ներսէս Լամբրոնացի, Սուիրք Հայկականք* XV (Ven. 1854).

5) Wohl zuerst herausgegeben von Cl. Galanus, Conciliationis ecclesiae Armenae cum Romana pars I, Romae 1650, p. 326ss.; arm.-ital. von P. P. Aucher, Ven. 1812, deutsch v. C. F. Neumann, Z. f. hist. Theol. IV (S. A. Leipzig 1834).

1) Cf. Galanus, l. c. p. 325, G. de Serpos, Compendio storico di memorie cronologiche concernenti la religione della nazione Armena. Venezia 1786, II, 85ss. Die Korrespondenz zur Unionfrage bei Galanus, l. c. p. 346 ss., cf. Serpos, l. c. p. 89 ss. S. noch A. Tēr Mikʿelian, Die armenische Kirche in ihren Beziehungen zur byzantinischen. Leipzig 1892, 82—105. Cf. E. Tēr Minassiantz, Die armenische Kirche in ihren Beziehungen zu den syrischen Kirchen, Leipz. 1904 = Texte u. Unters. 26 (N. F. 11) 4, 122ss. Eine völlig befriedigende Behandlung dieser Fragen, besonders mit entsprechender Ausnützung der byzantinischen Quellen, liegt noch nicht vor. Sie müßte u. a. die Unionsversuche des Kaisers Manuel Komnenos eingehend untersuchen. Auch wäre der syrische Originaltext Michaels des Großen heranzuziehen. Cf. jetzt zum Teil A. Heisenberg, Zu den armenisch-byzantinischen Beziehungen am Anfang des 13. Jahrhunderts. SBMA p.-h. Cl. 1929, Heft 6, bes. p. 6ss.

2) Kirakos Ganźakeçi, Geschichte, ed. P. Ł. Ališan, Ven. 1865, p. 76, 9ss.

3) In einer Auswahl der Werke des Grigor Dglha (*Տղայ*) und des Nerses, *Շարք ընտիր մատենագրաց նախնեաց* vol. VI, Vened. 1838, dann Ven. 1865.

4) Cf. die Würdigung des Kirakos Ganźakeçi l. c. p. 63, 16ss. Eine Zusammenstellung seiner Werke cf. bei Neumann, l. c. p. 171ss.

5) Cf. p. 12a, 13ss. und des Herausgebers Bemerkungen p. 11a N. 3, 11b N. 4.

6) Zu den angeblich platonischen Bemerkungen p. 7a, 3ss., 184a, 13ss. sei nur die Vermutung gestat-

nachweise sind in sehr bequemer Weise beigefügt. Die Anordnung, Text und Übersetzung nebeneinanderzustellen, ist sehr übersichtlich. Der Druck mutet gefällig und lesbar an[1]. Hoffentlich erhalten wir von so berufener Hand bald weitere Beiträge zur Bibelexegese und noch anderen Schätzen der armenischen Literatur.

Nadvī, Abd as-Salām: **Ibn Jem n.** Lahore. (220 S.) 8°. Angez. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Nach der Meinung des Verf. ist Ibn Jemīn ein ebenso großer Dichter wie Sa'dī, aber während der letztere allgemein unter dem Urdū lesenden Publikum bekannt ist, ist der erstere fast unbekannt geblieben. Deswegen überträgt der Verf. hier in Urdū ein persisches Werk über das Leben und Schaffen des genannten Dichters. Der Verf. dieses persischen Werkes heißt Rašīd Jāsimī, was, wie hier erwähnt sei, in Luzacs Bibliotheca Orientalis XXXII aufgeführt ist.

Indologie.

Bachhofer, Ludwig: **Die frühindische Plastik.** 2 Bde. Firenze-München: Pantheon. Casa Editrice; Kurt Wolff Verlag 1929. (VII, 137 S., 161 Taf.) 4°. RM 200 —. Bespr. von Walther Wüst, Solln vor München.

Der Verf., der sich bereits mit mehreren Studien in die Themenreihe der frühindischen Plastik eingeführt und eingefühlt hat — ich erinnere nur an seine Aufsätze „Zur Datierung der Gandhara-Plastik", München-Neubiberg, '25, 28 p. (ill.); „Die Ära Kanishkas", Ostas. Z. N. F. 4, p. 21–43 (ill.); „Zur Ära Kanishkas", ib. N. F. 6, p. 10–15 (ill.) — hat mit den vorliegenden, auch englisch erschienenen, zwei Bänden ein Werk geschaffen, das auf lange Zeit hinaus als Grundlage dauern wird: durch die Monumentalität der Anlage, den Reichtum der Abbildungen, die Folgerichtigkeit der Betrachtungsweise und die Treffsicherheit des Stils.

Aus der „Inhaltsangabe" ergibt sich folgender Aufriß:

I. Die Anfänge.
Die Vorzeit.
Die Plastik der Maurya-Zeit.
Die Gedenksäulen.
Die figurale Plastik.

II. Die frühindische Plastik.
Die Frühstufe.
Die Hochstufe.
Die Spätstufe.

III. Die Plastik Gandharas.
Die Anfänge.
Die Entwicklung.

IV. Die Darstellung des Buddha in Nordwest-, Nord- und Südindien.
Nordwestindien.
Nordindien.
Südindien.

V. Abschluß.

Es ist also in „zusammenhängender Darstellung" (p. III) ein Zeitraum behandelt worden, der ein halbes Jahrtausend indischer Kunst umspannt: „in runden Zahlen die Epoche von 300 v.—200 n. Chr." (p. III).

Fragen wir nach dem „Wie" der Behandlung, so ergibt sich, daß B. von den vier möglichen Betrachtungsweisen — der rein epigraphisch-ikonographischen, der rein kunstphilosophischen, der rein indischen, der rein abendländisch-europäischen — diejenige gewählt hat, die zugleich den höchsten Ansprüchen genügt. Er hat sich — obwohl er dies an keiner Stelle seines Werkes ausdrücklich ausspricht — entschieden für die Methode seines Lehrers Heinrich Wölfflin, d. h. für eine Betrachtungsweise, die bei sorgfältiger Beobachtung des nationalen Tatbestandes doch letzte, allgemeine und überall gültige „Grundbegriffe" fordert und anwendet. In seinem „Vorwort" bereitet B. diese Betrachtungsweise ernstlich vor. Er hebt hier in einer Art geschichtlicher Würdigung die Verdienste des „Archaeological Survey of India" und der „Annual Reports" hervor, die Verdienste von Männern wie Cunningham, Fergusson, Sir John Marshall, um dann klar zu sagen, daß er weder so äußerlich zusammenfassen wolle, wie dies V. A. Smith seinerzeit getan, noch um jeden Preis deuten wolle, wie dies Coomaraswamy und Stella Kramrisch versuchen. (Die großen Veröffentlichungen Coomaraswamy-Goetz's sowie K. de B. Codrington's wurden nicht mehr benutzt.) Das Haupt- und Kernstück der B.schen Betrachtungsweise wird so der Begriff einer Form, die in dreifacher Abwandlung als primitiv starr, maßvoll offen und überschwenglich gelöst erscheint, und als Gesetzlichkeiten dieser Form werden die Begriffe „Sensualismus" und „Spiritualismus" (p. 59) deutlich. Ich will in diesem Zusammenhang außerdem darauf hinweisen, daß sich aus dieser Betrachtungsweise wichtige Folgerungen für das zeitgenössische Schrifttum, für Religionswissenschaft und Literaturgeschichte ergeben, und

---

tet, daß es sich um pseudoplatonische bzw. neuplatonische Zitate handeln könnte.

1) P. [III], Z. 3 l. մեսամբրեան; Z. 21 l. Nostalgir; die Z. 24 erwähnte Abbildung (oder Tafel?) fehlt; Z. 26 ist nach „Grund" das Wort „einer" ausgefallen; p. 137b, N. 2, Z. 5 l. Oeniponte. Die Anmerkungen greifen mehrfach von der rechten auf die linke Spalte einer Seite über; p. 160b, N. 4 geht zunächst auf 160a, dann auf 161b weiter. War eine solche etwas verwirrende Anordnung drucktechnisch nicht zu vermeiden?

nenne nur z. B. die Seiten 118 oder 125. Selbstverständlich sind diese kunstphilosophischen Erkenntnisse, die an Stellen wie p. 12, 2. Abs., 22, 1. Abs., 39, 2. Abs., 51, 3. Abs., besonders feinsinnig klargelegt werden, nicht einseitig. Im Gegenteil, B. denkt auch an andere Möglichkeiten, wie z. B. diejenigen der Rasse oder der geographischen Lage, wozu die Seiten 3, 58, 65, 67, 94 verglichen werden mögen. Bliebe hier ein Wunsch offen, so wäre es der, daß B. auch Gelegenheit gefunden hätte, neben der Möglichkeit eines drāvidischen Einflusses auch Faktoren wie Natur und Klima oder die brahmanische Standessphäre mit ihrem Kräftepaar Autorität-Tradition stärker zu berücksichtigen.

Naturgemäß wird von den fünf Kapiteln das über die Plastik Gandhāras am meisten beachtet werden. Der Verf. hat sich hier in Vielem an seine oben genannte erste Veröffentlichung anlehnen können, trotzdem aber darüber hinaus viele vortreffliche Neuformulierungen gefunden. Sie sind nicht nur stilistisch durchschlagend, sondern sie überzeugen auch. So wenn z. B. die Erscheinung der buddh. Gandhāra-Kunst gezeichnet wird mit den Worten: „der reiche Formenschatz einer reifen, aber fremden Kunst wird von unberührten Völkern benützt, die eigenen Ideen anschaulich zu machen. In diesem Falle wird eine provinziell abgewandelte Spielart hellenistischer Plastik von zentralasiatischen Eindringlingen in den Dienst des Buddhismus gestellt“ (p. 73). Oder „das Volk, das Afghanistan und die Ebenen bis zum Indus bewohnte, griff zu diesen Formen, weil sie — und nur sie allein — seinen anschaulichen Idealen entsprachen; mit der indischen Kunst bestehen einige Verbindungen, wie sich das bei geographisch benachbarten Gebieten von selbst versteht“. (p. 93). Berührt sich B. hier in sehr glücklicher Weise auch mit Formulierungen, wie sie jüngst H. Goetz, Epochen der ind. Kultur p. 160 geprägt hat[1], so ist die Art und Weise, wie er die Entwicklungslinie der Gandhāra-Kunst zeichnet, noch höher einzuschätzen; sie ist ihm „ein Weg fortschreitender Schematisierung und zunehmender Vernachlässigung der natürlichen Form“ (p. 82). Und damit komme ich zu dem meiner Ansicht nach Wertvollsten des ganzen Kapitels und wohl auch des ganzen Werkes — zu der relativen und absoluten Chronologie, in deren Schema B. die Denkmälerfunde einspannt. Wie B. aus Münzfunden und anderen Indizien „in runden Zahlen die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts als den Beginn der buddhistischen Architektur in Gandhara“ ermittelt, wie er das Bīmarān-Reliquiar „aus der letzten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts“ einfügt, wie er „den Stil am Ende des ersten und den des zweiten nachchristlichen Säkulums“ bestimmt, das ist in so hohem Maße lehrreich, daß es möglichst viele lesen sollten. Die mathematische Nüchternheit dieser Methode wie die Durchschlagskraft des Ausdrucks haben Bestimmungswert auch für andere Chronologie-Probleme der Indologie. Übrigens ist damit der Reichtum der Bemerkungen noch nicht erschöpft. Ich verweise auf die Charakterisierung der Mathurā-Kunst (p. 117, 118), auf die Neudeutungen (p. 64f., 66), auf die Neudatierungen (p. 65f.).

Die Plastik der chronologisch ja nicht mehr zu erschütternden Maurya-Zeit, die Kapitel II, III, IV nebst „Vorwort“ und „Abschluß“ runden sich so zu einem geschlossenen und überzeugenden Ganzen. Sie halten sich grundsätzlich fern von aller Ikonographie, allem Epigraphisch-Philologischen und entschädigen dafür durch die Erkenntnisse eines malerisch gestimmten, feinen Kunstverstands. Kritisch bleibt an all dem so gut wie nichts auszusetzen, denn der Verf. kennt selber, wie ich durch Briefwechsel und Gedankenaustausch sehr wohl weiß, zur Genüge die Zwischenräume, die namentlich für die Kaniṣka-Epoche noch durch Studien epigraphischer Natur auszufüllen sind. So mag es mir erlaubt sein, an dieser Stelle noch kurz auf zwei andere Punkte hinzuweisen, die ich gern in etwas anderer Einstellung behandelt gesehen hätte. Das ist zunächst der fast völlige Ausschluß der Mohenjo-Daro-Harappa-Plastik, die in den Abbildungen gar nicht, im Text nur mit ein paar Bemerkungen vertreten ist. Ich verstehe diese Zurückhaltung. Sie ist berechtigt angesichts der überraschenden Neuheit und der umstrittenen Ausdeutung der Funde selbst. Aber ich meine, dann läßt sich auch der Satz anfechten, daß erst Aśoka die indische Plastik auf den Plan gerufen habe (p. 5, 121). Sie ist schon vor ihm da und bedarf — das scheint mir unabweislich — der Verbindung mit der Kunst der sog. Induskultur. Man betrachte nebeneinander in B.s Werk Tafel 6 und das Siegel, das Sir John Marshall, Ill. Lo. News 1926, 27. Febr., Nr. 3 publiziert hat. Vor diesen Zusammenhängen kann man nicht das Auge schließen, ebensowenig davor, daß Nāgas in dieser Induskultur eine Rolle spielen und über den Atharvaveda hinaus in den Ajaṇṭā-Fresken auftreten. Ich will nur diese Punkte andeuten, die gewiß — wenigstens illustrativ — hätten angedeutet werden sollen. Den zweiten Punkt beurteile ich läßlicher: die zu knapp geratene Diskussion der vedischen Plastik (p. 5). Die von B. zusammengebrachte Literatur (p. 5, Anm. 1, 3, 4) läßt sich natürlich noch stark vermehren. Ich nenne nur Bollensen, ZDMG 22, p. 587—9, Arbman, Rudra p. 82f. und Winternitz, 3, p. 628 sowie viele Aufsätze, die in den betr. Abschnitten des Idg. Jb. verzeichnet stehen. Die starke Beschäftigung mit dieser Frage, die eigentlich schon seit den Anfängen der Indologie datiert, wie auch die Sphinxnatur Indiens, das immer noch überraschen kann wie im Falle Harappa-Mohenjo-Daro, warnen vor einer Unterschätzung dieser Angelegenheit. — Die allgemeinen, kunstphilosophischen Absichten können vielleicht noch Nutzen ziehen aus P. K. Acharyyas Aufsatz, Position of mānasāra in literature: Sir Asutosh memorial volume 1, p. 191—218, die Abschnitte über Kaniṣka aus Oberhummers Aufsatz über indoskythische Porträts in „Zu Ratzels Gedächtnis“ (Leipzig 1904), aus Rapsons Darlegungen in „Corolla numismatica in honour of B. V. Head“ (London 1906) und schließlich aus Hari Charan Ghoshs Aufsatz „The date of Kanishka“ in Ind. Hist. Quarterly 5, 1.

Einen eigenen Abschnitt verdienen die Lichtdruck-Tafeln, die von der graphischen Kunstanstalt F. Bruckmann-A.-G. in München hergestellt worden sind und als Materialsammlung einzigartig dastehen, namentlich dank vielen zum ersten Mal veröffentlichten Stücken. Im Ganzen sind es 161, von ihnen

1) L. Scherman, Münch. Jb. der bildenden Kunst 1929, p. 166, will in der Gandhārakunst einen „schalen, unlustigen Eurasiertyp“ spüren. Wenn überhaupt Vergleiche erlaubt sind, so assoziiert man am zweckmäßigsten die Völkerwanderungskunst der Germanenstämme. Das Bīmarān-Reliquiar erinnert doch nicht von ungefähr geradezu an manche Darstellungen auf frühen Brakteaten.

entfallen 62 noch auf den ersten Band, während der zweite Band nur Tafeln (63—161) enthält. Jeder Tafel ist überdies links auf Dünndruckpapier ein Begleitblatt beigeheftet, das in erläuterndem Text, öfter sehr ausführlich, über Fundort, Material, Persönlichkeit, Zeit und stilistische Eigenart berichtet. Von besonders vorzüglich gelungenen Abb. nenne ich die Nummern 46, 53, 54, 65, 76, 98, 116, ohne Vollständigkeit zu beabsichtigen. Eine Gewähr ist, daß Vieles noch einmal, wenn ich recht sehe, vom Dienst des Arch. Survey eigens für diesen Zweck aufgenommen worden ist. Ein Verzeichnis der Tafeln wäre nützlich gewesen, insbesondere für Laien, die nicht ohne weiteres z. B. die Loma Ṛṣi-Höhle finden werden, da sie nicht indiziert ist. Auch hätte ich mir manche Tafeln anders eingereiht gedacht (z. B. T. 133—135, 138 näher zu T. 65 oder 2). Den klaren, sehr angenehm leserlichen Text gedruckt hat die Offizin Pries-Leipzig. Er fügt sich, wie alles äußere Beiwerk, in die Monumentalität der Anlage glücklich ein. Der Index (1, p. 132—7) stammt von Frau B. und ist, wie mir Stichproben ergeben haben, sehr verläßlich. Śaka (p. 136) hätte aber vor Śakya gehört, wie auch die Jakatas (p. 23) in Jātakas zu verbessern sind und das Journal Asiatique seit jeher in Paris, nicht in Leiden (p. VI) erscheint.

Sidhanta, N. K.: The Heroic Age of India. A Comparative Study. London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1929. (VIII, 232 S.) gr. 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von W. Ruben, Bonn.

Sidhanta berichtet einleitend (cp. 1) den Inhalt der beiden großen indischen Epen, spricht über die textkritischen Schwierigkeiten des Mahābhārata (cp. 2), und berechnet dann (cp. 3) das Zeitalter der Ereignisse, die im Mahābhārata geschildert werden auf Grund der Genealogien der Purāṇen; er bestimmt das 11. Jahrh. als die ungefähre Zeit der großen Schlacht (S. 41). Er diskutiert (cp. 4) die Art der Überlieferung der epischen Literatur und ihrer Dichter, führt (cp. 5) weiter solche Merkmale an, die für epische Literaturen charakteristisch sind: daß z. B. an sich unbedeutende Handlungen, Begrüßungen usw. ausführlich geschildert werden, sondert die unhistorischen (mythischen usw.) Züge (cp. 6) heraus und schildert die sozialen (cp. 7: Verwandtschaft, Kaste; cp. 8: Stellung der Frau), staatlichen (cp. 9: König, Rat, Politik) und religiösen (cp. 10) Verhältnisse. Zum Schluß (cp. 11) leitet er die heroische Zeit aus dem Zusammenstoß höher (Kaurava) und weniger (Pāṇḍava) zivilisierter Stämme ab.

Das Buch ist im ganzen und in allen seinen Teilen eine Art Ergänzung zum Heroic Age (Cambridge 1912) von H. Munro Chadwick, den Sidhanta dankbar als seinen Lehrer nennt und häufig zitiert. S. stellt aus dem Mahābhārata Material zusammen, das dem Material Chadwick's aus der gesamten europäischen epischen Literatur analog ist. Aber Chadwick versucht, eine eindrucksvolle Gesamtvorstellung 'des' 'heroischen' Zeitalters — die hier nicht zur Diskussion steht — in problemreichen Einzeluntersuchungen klar werden zu lassen. Ein entsprechender roter Faden fehlt in S.s Buch und auch die Problematik im einzelnen. Es wäre freilich zu untersuchen, ob sich nach Analogie Europas das indische heroische Zeitalter von den Kriegstaten arischer, etwa von der höheren Harappa-Kultur beeinflußter Helden her verstehen ließe, so wie nach Chadwick die Germanenhelden von den Römern, die Griechen von den Kretern beeinflußt waren; das prüft auch z. B. Goetz (Epochen der indischen Kultur) nicht, obgleich er natürlich auch Homer heranzieht. Und es sind im einzelnen interessante Fragen, wie die Zeit der heroischen Ereignisse in ihrer Darstellung durch spätere Dichter entstellt ist (aber dazu genügt nicht S.s immer wiederkehrender Hinweis auf brahmanische Überarbeitung), wie die Geschichte vom ākhyāna zum Epos verläuft (diese Frage stellt S. ausdrücklich beiseite, S. 58), wie aus dem Stamm das Großkönigtum wurde. Es ist auch vielleicht für solche Fragen fruchtbar, den Vergleich mit der europäischen epischen Literatur als heuristisches Mittel zu benutzen; und auch ein Vergleich mit nicht indogermanischen Kulturen, sollte er auch negativ ausfallen, könnte wichtig werden. Aber es bedarf für Indien zunächst Einzeluntersuchungen, um z. B. am Anfang des 2. Buches des Rāmāyaṇa — dort ist es nämlich möglich — textkritisch festzustellen, ob und durch was für Verhandlungen mit welchen Großen ein 'heroischer' König zu Entschlüssen kommt, welche und ob überhaupt Brahmanen und die klassischen mantrin's in der 'heroischen' Staatsleitung eine Rolle spielten; und gerade am Rāmāyaṇa, das S. leider als 'literarisches' Epos außer acht läßt, kann man sehen, welche Bedeutung der sūta, der Wagenlenker, als rechte Hand des Königs hatte, was denn, wenn man diese Figur von der vedischen bis in die Guptazeit verfolgt, auch auf S.s Frage nach der Tradition der Epen Licht wirft, denn der sūta ist der Rezitator der Epen und Purāṇen.

So ist zu urteilen, daß S., da er auch die bereits vorliegende Literatur nicht genügend ausnutzt, aus einem romantisch-patriotischen Empfinden nur eine populäre, europäisierende Schilderung der indischen heroischen Zeit gegeben hat. Für Nicht-Indologen mag es nützlich sein, auf diese Seite Indiens hingewiesen zu werden.

Tagore, Rabindranath: La Machine. Drame en un Acte en Prose. Trad. du Bengali par F. Benoît et A. Ch. Chakravarty. Présentation par Marc Elmer. Paris: Les Éditions Rieder 1929. (190 S.)

8° = Les Prosateurs étrangers modernes. 12 Fr. Bespr. von Reinhard Wagner, Berlin.

Nach dem Wortlaut des Umschlagblatts haben die Übersetzer den texte inédit übertragen. R. hat den französischen Text mit der 1925 erschienenen gedruckten Ausgabe des bengalischen Dramas verglichen, der vom texte inédit nicht sehr verschieden sein kann, denn die vorliegende Übertragung entspricht dem gedruckten bengalischen Text im ganzen recht genau. F. Benoît ist Lehrer in Śantiniketan und kann gut Bengalisch. Und sein Helfer ist Bengale. Die Prosa ist sehr treu wiedergegeben. Die Liedeinlagen, die in Versform erscheinen, sind zum Teil unnötig frei gehalten. Übersetzungsfehler begegnen S. 44 in den Worten „Ils lui mettent un bâton sur l'épaule et le portent en triomphe ... kāḍher upar lāṭhi sājāiẏā tāhār upar bibhūtike tuliẏā laila“ und S. 160 „un soir de pleine lune ... amābasyārātre“. Das sanfte „murmure“ S. 49 paßt nicht zur „muktadhārā“.

Die bengalische Überschrift „muktadhārā le courant libre et ininterrompu“ (S. 77) ist durch „La Machine“ ersetzt, und dies bezeichnet das von dem Ingenieur (yantrarāj) gebaute Stauwerk, das die „muktadhārā“ festhalten soll. Der französische Titel des Dramas ist übrigens für Marc Elmer zum Hauptthema seiner Présentation geworden. Das Stück steht an Wert unter dem „Postamt“. Die Tendenz hat die Kunst getötet. Trotzdem haben wir auch hier dem Dichter für feine Worte zu danken, wie S. 78 „Il est important pour toi que tu trouves toi-même ta voie. Si tu marchais sur mes traces, je ne ferais qu'obstruer ta route“, S. 102 „Si l'on veut s'asseoir sur le trône, il faut tout d'abord être roi; on ne devient pas roi du fait qu'on s'assied sur le trône“, S. 104 „Si celui à qui j'ai fait l'abandon de mon corps peut supporter la douleur que ce corps souffre, vous aussi, vous la supporterez“ und S. 148 „je connais des malheureux qui ont perdu leur conducteur pour l'avoir suivi“.

Das Nachwort will den symbolischen Eindruck des Stückes abschwächen und Psychologisches zur Geltung bringen. Dieser Versuch muß scheitern.

Wir Philologen halten uns an die zuverlässige Übersetzerleistung und danken dem Franzosen und dem Bengalen dafür, daß sie Lehrenden und Lernenden, die in das bengalische standard colloquial eindringen wollen, ein neues Hilfsmittel geschenkt haben.

Hatch, W. J.: **The Land Pirates of India.** An account of the Kuravers, a remarkable tribe of hereditary criminals, their extraordinary skill as thieves, cattle-lifters and highwaymen etc., and their manners and customs. With illustrations and map. London: Seeley, Service & Co. 1928. (272 S.) 21 sh. Bespr. von L. Scherman, München.

Das Buch mit dem altertümlich-langatmigen Titel ist ein willkommener Beitrag zur Ethnographie Südindiens, der zugleich auf die wirre Mannigfaltigkeit des unabsehbar weit und tief greifenden Kastenwesens helle Schlaglichter wirft. Die schon oft durch anekdotische Beispiele und längere Ausführungen belegte Tatsache, daß die soziale Stufenfolge der indischen Kasten auch gildenartig zusammengeschweißte Verbrechergemeinschaften zeigt, erhält durch dieses Buch neue Bestätigung in sachlich ergiebigen, launig vorgetragenen Schilderungen, die von kluger und geduldiger Beobachtung eines britischen Justizbeamten Zeugnis ablegen. So rollt sich vor dem Leser ein anschauliches Bild des physischen, geistigen und sozialen Typs des Kuraverstammes ab. Mit größeren oder geringeren Namensvarianten sind zu ihm rund 240 bis 250 Tausend Personen zu rechnen; ihr Hauptverbreitungsgebiet liegt innerhalb der Präsidentschaft Madras, von wo aus Abzweigungen in die westlichen Provinzen auslaufen. Mit den Zensustabellen von 1911 konnte man diese Einzelgruppen bequem nachrechnen; leider hat aber die dann folgende Statistik des Jahres 1921 ein abgekürztes Verfahren bevorzugt, das die kleineren Stämme (z. B. auch die Aboriginer des Nilgirigebiets) unberücksichtigt läßt. Name und Lebensart charakterisieren die Kuraver wie die zu ihnen gehörigen Yerūkala usw. als Nomaden, die sich mit Wahrsagerei und ähnlichen Praktiken befassen, aber alles dies bemäntelt nur den eigentlichen Beruf, der in Raub, Diebstahl und Hehlerei seine Befriedigung findet. Aus dem Haß und der Verachtung, mit denen diese gefährliche Gemeinschaft von ihren Landsleuten wie von den amtlichen Stellen betrachtet wird, darf man nicht folgern, daß damit auch der jeder in sich geschlossenen Kaste nun einmal per se schuldige Respekt getilgt wäre; demgemäß sichert sich auch der Kuraver seine Selbstachtung: er hält sich strikt an seine Kastenregeln und Privilegien und scheut nach den seit altersgrauer Vorzeit giltigen Normen die Berührung mit den unreinen „outcasts“. In solchen Anschauungen bestärken ihn die Abstammungslegenden, die in der bekannten mythologischen Verbrämung an göttliche Wesen anknüpfen.

Daß wir physisch und sprachlich Dravida vor uns haben, unterliegt wohl keinem Zweifel, wenn auch die Tamilelemente starke Beimischung erfahren haben. Nähere Bestimmungen erschweren die in Indien ja immer und allerwärts betätigten Spaltungen in Untergruppen, denen unleugbar die nomadische Lebensart noch Vorschub geleistet hat. Hatch berichtet, daß man im allgemeinen von vier Hauptgruppen sprechen dürfe; ob die bei ihnen bewahrten Erinnerungen an Tempeldienst und Priesterschaft auf Tatsachen beruhen oder wiederum nur das wahre bösartige Gewerbe verhüllen sollen, steht dahin. Jedenfalls verdient es Beachtung, daß die Untergruppen sich als Salzhändler, Bambusspalter, Tatauierer, Vogelsteller, Tänzer, Schlangenzauberer usw. bezeichnen und daß die Frauen zu gutem Teile mittätig sind, indem sie besonders die Wahr-

sagerei zum Ausspionieren der Gelegenheiten für die Diebsarbeit der Männer benutzen. Überhaupt nimmt die Frau alle Unbill und die Gefahren des Zigeunerlebens auf sich und erblickt ihre Pflicht darin, die Angehörigen dem Zugriff der Obrigkeit zu entwinden oder, hat man sie erwischt, in ihrer Vertretung für Erwerb, Haushalt und Kinderpflege zu sorgen.

Was Hatch über Magie und Zauber erzählt, hat er z. T. einem im Gefängnis sitzenden Kuraver abgehorcht, wobei die Methode, einen Feind durch Zaubermittel allmählich zu töten, im Vordergrund steht. An Hatch selbst wurde, wie man ihm sagte, insgeheim ein solcher Versuch gemacht; eine bei ihm während des Verhörs eines Mörders auftretende Übelkeit ward hierauf zurückgeführt.

Daß der Hang, den uns geläufigen Moralkodex Tag für Tag zu mißachten, die Kuraver von der religiösen — oder besser gesagt kultischen — Verbindung mit den in Indien geltenden Riten nicht sondert, ist völkerkundlich nicht überraschend. Nichts destoweniger sind manche hierfür gesammelte Belege von wuchtiger Durchschlagskraft. Im Telugugebiet genießt Viṣṇu in einer bestimmten Manifestation Verehrung. Weiter nördlich hat man einen Sohn des Gottes Śiva mit der Würde des Diebspatronats bekleidet. Neben diesen anerkannten Gottheiten des regulären Brahmanismus, dessen Ursprung und Entwicklung als rein arisch auszulegen man sich längst entwöhnt hat, erscheinen manche Gestalten, die offenbar dem Pantheon der Dravida und anderer Aboriginer entlehnt sind. In diese Reihe gehören die Göttin des Schlafes, von deren Verehrung man sich ersprießliche Hilfe bei Ausplünderung des Opfers erhofft, ferner der Schützer der Felder Ayenār, aus dessen Kult die großen Tonpferde, frei oder im Innern von Heiligtümern aufgestellt, am bekanntesten sind, sowie der Dämon Madurai-Vīran, dessen Unterstützung für die Gewinnung der Diebsbeute erfleht und mit einem Anteil des gestohlenen Gutes bedankt wird.

Bei solcher Stempelung dieses „edlen" Berufs wirkt es beinahe logisch, daß Dorfgemeinden und selbst amtliche Stellen gewissermaßen den Bock zum Gärtner einsetzen; auf gemeinsame Kosten stellt man aus der Diebskaste Wächter an, die dann auf Grund eines Abkommens mit ihren Komplizen für die Sicherheit der Viehherde einstehen, oder man zieht besonders geriebene Individuen zum Detektivdienst heran, um durch den einen Verbrecher die anderen aufzuspüren.

Eine dem Buch beigegebene Karte zeigt die kriminalistische Statistik Indiens für die Madras-Präsidentschaft; wir sehen, daß im Durchschnitt e i n Vergehen gegen Leben und Eigentum auf 2028 Einwohner kommt, daß aber unter den die größte Häufung zeigenden Landstrichen (1:700 bis 1500) im Süden der Nilgiridistrikt angemerkt ist. Hier liefern unsere Kuraver sicherlich das ausschlaggebende Kontingent.

Im selben Maße, als das Nomadisieren von einer gewissen Seßhaftigkeit abgelöst wird, nimmt auch die Anpassung der Kuraver an die Sitten und Bräuche der Umgebung zu. Ich möchte dies erklärend zu Abbildungen bemerken, wie die nach p. 88 folgenden: sie führen bei den Hochzeitsveranstaltungen das Auftragen geometrischer Ornamente auf dem Boden vor dem Hauseingang sowie die Mitwirkung der Kota von den Nilgirihöhen als Festmusikanten vor.

Man versteht, daß es der britischen Regierung darum zu tun ist, den Lebensstandard sittlich versumpfter Kasten zu heben, ohne dem alten Prinzip der Schonung eingewurzelter Traditionen untreu zu werden. Die polizeiliche Überwachung und der Zwang, sich über die Ergreifung eines ehrlichen Berufs auszuweisen, werden angesichts des Widerstrebens und der schlauen Umgehung nur ganz allmählich ein höheres moralisches Niveau herbeiführen.

In den knappen Literaturangaben S. 10 unterstreicht der Verf. mit gutem Recht die Bedeutung des siebenbändigen Werkes von E. Thurston, Castes and Tribes of Southern India. Daß der Band von Baines im Grundriß der indo-arischen Philologie nicht genannt wird, ist begreiflich, da in diesem sonst unentbehrlichen Buche über unseren Gegenstand nur wenige Zeilen (S. 107) gesagt sind. Abschnitte über die Yerūkala und die Kaikāri — der eine Name ein Telugu-, der andere ein Tamil-Äquivalent für Kuraver — bringt das überaus verdienstliche Werk des leider im Weltkrieg tödlich verunglückten Superintendent R. V. Russell, Tribes and Castes of the Central Provinces of India (London 1916); ferner vgl. R. E. Enthoven, Tribes and Castes of Bombay (3 Bände, Bombay 1920/22; speziell II, S. 126—30; 266—70); Einzelheiten auch bei M. A. Sherring, Hindu Tribes and Castes III, (Calcutta 1881), S. 137 f.; 142.

Hidding, Klaas Aldert Hendrik: **Nji Pohatji Sangjang Sri.** Proefschrift. Leiden: M. Dubbeldeman 1929. (VII, 155 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Trittel, Berlin.

Diese holländische Doktordissertation hat sich zum Ziel gesetzt, den Beweis zu liefern, daß die Reismythe, eine wie die meisten indonesischen Sagen aus indonesischen und hinduistischen Elementen bestehende Sage, auf religiösen Vorstellungen beruht. Er setzt sich dadurch in bewußten Gegensatz zu W. H. Rassers, der in seinem Buch, De Pandji Roman und in seinem Artikel, Over den zin van het Javaansche drama, zu dem Resultat gekommen war, daß allen

diesen Mythen, also auch der Reismythe, die Idee der Dualität der zwei indonesischen Stammesverbände, linke und rechte Phratrie genannt, zugrunde liegt.

Für den Inhalt der Reismythe ist die sundanesische Fassung der Wawatjaṅ Soelandjaṅa benutzt worden, da nach Ansicht des Verfassers diese weniger unter Hindueinfluß gestanden hat als die javanischen Versionen. Der Inhalt ist kurz folgender:

Im Himmel von Goeroe erläßt dieser einen Befehl, der allen Göttern strengstens einschärft, Nareda, Goeroes älterem Bruder, dienstbar zu sein. Die Götter versprechen dies. Nur Dewa Anta, der arm- und beinlos ist, sieht sich außerstande, etwas für Narada zu tun und vergießt deswegen 3 Tränen. Diese verwandeln sich in 3 Eier, die er auf Naradas Rat zu Goeroe tragen will, um ihn zu besänftigen. Auf dem Wege zu Goeroe verliert er, von Heulang bĕlang geschlagen, 2 Eier aus denen ein Wildschwein, kala boewat und ein hundsartiges Wesen Boedoeg basoe entstehen. Das eine Ei, das er zu Goeroe bringt, muß er ausbrüten. Es kommt daraus ein Mädchen zum Vorschein, das auf Naradas Rat von Goeroes Frau Oema genährt wird. Es wächst zu einem hübschen Mädchen heran und erhält den Namen Dewi Pohatji. Goeroe will sie heiraten. Dies aber wird vereitelt durch Dewa Wĕnang. Denn eine solche Ehe wäre wider das Gesetz, da Pohatji dadurch, daß sie von Oema genährt worden ist, Goeroes Tochter geworden ist. Dewi Pohatji stirbt und wird auf Goeroes Befehl von Aki bagawat sangri begraben.

Nach einiger Zeit entsprießen aus dem Grabe, das Sangri bewacht, eine Anzahl von Gewächsen, darunter vor allem aus der Gegend des rechten und linken Auges 2 Reisarten. Sangri meldet dies Goeroe und muß auf dessen Geheiß die Samen dem Fürsten Siliwangi von Pakoewan bringen, der sie auspflanzen soll und zwar nach genauen Anweisungen. In Zukunft soll dann aller andere Getreideanbau aufhören. Eine der 75 Frauen von Siliwangi, eine Widadari namens Dewi nawang sasih, soll das Volk dann das Kochen des Reis lehren, wozu sie als übermenschliches Wesen eine Methode kennt, wobei man den Reis weder zu worfeln, noch zu stampfen, noch zu waschen braucht. Die Ähren werden an die Bevölkerung verteilt und tragen 200 fältige Frucht. Nawang sasih lehrt die Frauen, wie man den Reis kocht. Die Bevölkerung, die nun nur noch Reis baut, wird reich. Goeroe sendet zum Schutz der Reisfelder Semar und seine Söhne auf die Erde hinab. Bei einer Kontrolle, die er zusammen mit Narada als Vögel verkleidet vornimmt, wird durch Sĕmar zufällig der Palmwein entdeckt. Dann kommt die Episode des Nahoda Dampoe awang, der aus Nahrungsnot Siliwangi um Reis bittet, was abgeschlagen wird, da der Reis Goeroe gehöre. Erzürnt hierüber fleht er Sapi goemarang, den Fürst der Tiere an, ihm zu helfen, sich zu rächen. Dieser verspricht es und versucht mit den von ihm als Kinder angenommenen Kala boewat und Boedoeg basoe den Reis zu vernichten. Als Dewa wenang dies erfährt, schickt er seine Söhne Soelandjana, Tali menir und Tali mĕndang zum Schutz des Reis aus. Nach langen Kämpfen zwischen ihnen, wobei Soelandjana gegen alle Plagen, die Sapi goemarang gegen den Reis schickt, immer wieder neue Gegenmittel erfindet, endet der Streit mit Soelandjanas Siege. Sapi goemarang und seine Söhne müssen versprechen, künftig den Reisbau fördern zu wollen. Als letzte Episode kommt es dann zur Scheidung zwischen Siliwangi und Dewi nawang sasih, da Siliwangi entgegen seinem Versprechen das Kochen der Dewi belauscht hat. Seit dieser Zeit müssen die Menschen vor dem Kochen den Reis worfeln, stampfen und waschen.

Der Verfasser untersucht dann eingehendst die symbolische Stellung und Bedeutung aller in diesem Mythus vorkommenden Personen, um vor allem festzustellen, ob sie zur Erde gehören (zur Unterwelt) oder zum Himmel. Hierzu wird ein fast verwirrendes Vergleichsmaterial, eine Fülle von anderen indonesischen Sagen herangezogen. Aus den daraus gewonnenen Resultaten wird dann der Schluß gezogen, daß es sich bei der Reismythe nicht um den Gegensatz der beiden Phratrien handelt, sondern, daß es eine reine Ackerbaumythe ist, aufgebaut auf der religiösen Idee, daß der Himmel (Goeroe) und die Erde (Nji Pohatji ist als Widadari ein chtonisches Wesen) sich verbunden haben um zum Wohl der Menschheit das lebenspendende Hauptnahrungsmittel, den Reis, zu schaffen.

Die Arbeit liefert zweifellos manch neues Material für unsere Erkenntnis der Symbolik der indonesischen Sagenwelt.

Heise, Hermann: **Kleiner Malayischer Sprachführer** für den täglichen Gebrauch, enth. 1400 der gebräuchlichsten Wörter. Nach zwanzigjähriger Erfahrung zusammengestellt. Berlin: Ferd. Dümmler 1930. (72 S.) kl. 8°. RM 2.50. Bespr. von W. Trittel, Berlin.

An Lehrbüchern für die malaiische Sprache, die in deutscher Sprache geschrieben sind, ist ein fühlbarer Mangel. Das ausführlichste deutsche Lehrbuch des Malaiischen, die im Hartlebenschen Verlage erschienene kleine Sprachlehre von Seidel ist veraltet und vergriffen. Für bescheidene Ansprüche ganz tauglich ist der Leitfaden der malaiischen Verkehrssprache von R. Hindorf (Küstenmalaiisch 1927). Da er nur in bescheidenem Umfange die Sprache des täglichen Lebens (sogenanntes melajoe pasar) lehrt, reicht er für literarische Zwecke, selbst einfaches Zeitungslesen, nicht aus. Dann gibt es noch ein kleines Vokabular von Hüttendorf, das noch weniger bringt als das Hindorfsche Buch.

Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn ein ausführliches Lehrbuch des Malaiischen in deutscher Sprache erschiene, das diesen Mangel abhülfe. Das Büchlein von R. Heise kann allerdings in keiner Weise als dazu geeignet angesehen werden. Es ist nichts weiter als ein alphabetisch angeordnetes malaiisch-deutsches Wörterverzeichnis, dem auf 4 Seiten einige wenige grammatische Vorbemerkungen gegeben sind und dem 10 Seiten Gesprächsredensarten folgen. Das Wörterverzeichnis umfaßt nur 64 Seiten kleinen Formats bei verhältnismäßig großem und weitem Druck, kann daher rein äußerlich schon nicht viel bringen. Außerdem ist allerhand daran auszusetzen. Zunächst hält es sich weder an die englische amtliche Schreibweise des Malaiischen, der es sich sonst im allgemeinen angeschlossen hat, noch an die holländische amtliche Rechtschreibung, der mit Rücksicht auf den überragenden Anteil Niederländisch-Indiens an der malaiischen Sprachwissenschaft

unbedingt der Vorzug zu geben ist, sondern weist willkürliche Abänderungen auf und benutzt außerdem diakritische Zeichen, die ebenfalls ziemlich wahllos verwandt werden und nicht erklärt sind. Die Auswahl der Wörter ist ferner nicht mit besonderer Sorgfalt getroffen. Es fehlen, bei flüchtigem Durchlesen sofort auffallend, eine Reihe der alltäglichsten Wörter (es seien nur einige wenige genannt: baboe = Dienstmädchen, sisir = Kamm, kentang = Kartoffel, kopi = Kaffee, koerang priksa = ich weiß nicht, poekoel in der Bedeutung „Uhr" (3 „Uhr") usw.).

Die grammatischen Vorbemerkungen sind zum Teil unrichtig, zum Teil infolge ihrer Lückenhaftigkeit irreführend, in ihrer Gesamtheit nahezu wertlos. In den ohne große Wahl zusammengestellten Redensarten finden sich ebenfalls eine Reihe von Unrichtigkeiten.

Da dem Bedürfnis nach einem kurzen Vokabular mit entsprechender Einleitung usw. durch das R. Hindorfsche Lehrbuch in jeder Beziehung genügt wird, lag für den Druck dieses Buches keine Notwendigkeit vor.

Sinologie, Japanologie.

Witte, Missionsdirektor Prof. D. Dr. J.: **Ostasien-Jahrbuch Nr. 9.** Jahresbericht der Ostasien-Mission (Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein). Berlin: Ostasien-Mission (Allg. Evang.-Protest. Missionsverein) 1930. (167 S.) gr. 8°. RM 1.50. Bespr. von Julius Richter, Berlin.

Dies wertvolle Jahrbuch wird von Jahr zu Jahr mehr ein ausführlicher Bericht über die Tätigkeit der Ostasien-Mission in China und Japan. Wenn unsere großen Gesellschaften mit gleicher Ausführlichkeit berichten wollten, müßten sie viele Bücher füllen. Zwei Reihen von Aufsätzen wechseln mit einander ab: Arbeitsbericht von D. Schiller; Jahresbericht der Tokyo-Station von Dr. Weidinger, Gemeindeleben und Gottesdienst in der japanischen Christenheit von Studienrat Bohner; Tsingtau 1929 von Dr. Seufert; Unsere Mittelschule in Tsingtau von Pfr. Rabes; Jahresbericht von Tsining von Dr. Haensel, von demselben: Etwas über die Chinesen und unsere Arbeit. Daneben eine andere Reihe allgemeinerer Artikel wie: Zur Lage in Ostasien von D. Witte; Japan in den beiden letzten Jahren von D. Schiller; Kagawa von Pfr. Marbach; Amerika als Vorbild und Warnung von Devaranne. Bisher wogen die Artikel der zweiten Reihe vor und machten das Jahrbuch besonders wertvoll. Aber vielleicht sind für die praktischen Bedürfnisse der Ostasien-Mission die andern Artikel wichtiger, weil sie den Pfarrern bequemeren Stoff für ihre Vorträge bieten. War früher dies Jahrbuch eine wichtige Informationsquelle für die Geschichte und Kultur Japans und Chinas, so wird man in dieser neuen Anordnung bei weitem nicht so viel neue Einsichten über die allgemeine Lage gewinnen.

Holcombe, Arthur N.: **The Chinese Revolution.** A Phase in the Regeneration of a World Power. Cambridge Mass.: Harvard University Press, and London: Oxford University Press 1930. (XIII, 401 S.) gr. 8°. 18 sh. 6 d. Bespr. von K. Haushofer, München.

Die „Phase in der Regeneration einer Weltmacht", die von Holcombe aus eigenem Einblick zwischen November 1927 und Juli 1928 beschrieben wird, umfaßt die kritische Wende zwischen der Kommunisten-Regierung in Kanton und der Einnahme Pekings durch die Nationalisten und den Mord an Chang Tso-lin im Juni 1928. Darüber hinaus wird eine Untersuchung über den Einfluß der chinesischen Revolution auf die internationalen Beziehungen im Fernen Osten überhaupt unternommen, — etwa mit einem ähnlichen Ziel, wie H. T. T. Tchai, Paris, 1929 sie über die Internationale Lage Chinas (mit chin., engl. u. franz. Quellenangaben) anstrebt. Sie gipfelt in einem Urteil über die Fähigkeit der Chinesen, ein modernes Regierungssystem aufzurichten und in Gang zu halten, die zuletzt mit einigen Einschränkungen als „potentielle politische Kapazität" bejaht wird. Leider fehlen in der an sich belehrenden Teiluntersuchung eines rasch sehenden und beurteilenden, politisch-wissenschaftlich ausgezeichnet geschulten Mannes nicht nur alle Beiträge, die er für seine Ziele aus deutschen Beobachtungskreisen hätte gewinnen können, von Sinologen von Rang, wie Franke und Richard Wilhelm, von selbstlosen Beobachtern an Ort und Stelle, wie Sun Yat Sens Gefährten Gustav Amann, oder Frühgeschichtsforschern, wie A. Wedemeyer, sondern auch Namen wie Cordier, Witte und andere Russen, der Kreis der „Pacific Affairs" und des „Pacific Institute", und die japanischen Quellen, die wenigstens dieser hätte erschließen können.

Man muß sich also klar sein, daß ein in kurzer, aber entscheidender Zeit auf wichtige Stellen der chinesischen Umwälzung gelenkter Scheinwerfer nur gewisse Gruppierungen und Persönlichkeiten, wie Sun und Feng in einseitiges Licht, andere, wie Chiang, zu sehr bewußt in Schatten setzt, daß man aber doch wertvolle Einblicke gewinnt, die in folgender Weise gruppiert werden: I. Das Problem Chinas: Entgliederung; National-Bewegung; Politische Fähigkeitsfrage; II. Das scholastische Reich; III. Der Sturz der Mandschu; IV. Fall der Mandarine; V. Revolutionspolitik Sun-Yat-Sens; VI. China als Sowjetrepublik; VII. Der Triumph des neuen Militarismus; VIII. Kuo-Min-Tang Diktatur; IX. Periode der politischen Vormundschaft; X. Die Aussichten der Fünf Mächte (Yüan) Verfassung. Voraus geht ein Vorspruch: „Das revolutionäre China zu Hause; und ein Nachwort: „Das revolutionäre China unter den Mächten" bringt das Schlußurteil. Im Nachtrag erscheinen: Sun Yat Sens Vermächtnis; seine Grundzüge nationaler Erneuerung; der Verfassungsentwurf der Kuomintang; die Grundprinzipien für die Zeit der Vormundschaft; das organische Gesetz der

chinesischen Volksherrschaft; Der Aufbau der Länder-Regierungen; die Entschließung des III. Kuomintang-Kongresses vom 28. 3. 29 über die Beziehungen zu den Fremdmächten; das Manifest der 6. Sitzung des Zentral-Vollzugsausschusses der Kuomintang, und endlich eine sicher von Vielen begrüßte Zeittafel der chinesischen Revolution. Am Schluß folgt ein Index, der viel vergängliche, wenn auch nützliche Tageserscheinungen gleichwertig neben solche von dauernder Bedeutung setzt; leider fehlen Schrifttums-Verzeichnis und Karte, die mit Eintrag des Reiseweges und der doch nur dem Chinakenner geläufigen Orte und Räume eine große, wünschenswerte Verbesserung für eine künftige Auflage wäre.

Geschickte Verwertung nicht nur in China selbst empfangener Eindrücke, sondern auch kritische Verwebung vielseitiger Mitteilungen zu einem abgerundeten, verantwortungsfreudigen Gesamtbild zeichnen Holcombes Darstellung unter der Flut neuer Chinabücher über die Revolution aus. Eine Fähigkeit zu kühler, abstandschaffender Zurückhaltung gibt seinen Werturteilen allgemeine Bedeutung über die zeitlich beschränkte Momentaufnahme hinaus; aber für ein abschließendes Gesamtbild bedürfen sie der Ergänzung aus den oben genannten, beiseite gelassenen Quellen.

Wilhelm, Prof. D. Dr. Richard †: **Chinesische Wirtschaftspsychologie.** Leipzig: Deutsche Wissensch. Buchhandlung 1930. (120 S.) gr. 8°. = Schriften des Weltwirtschafts-Instituts der Handels-Hochschule Leipzig, hrsg. von E. Schultze, Bd. 5. RM 8 —; geb. 9 —. Bespr. von F. E. A. Krause, Göttingen.

Der Verf. stellt das europäisch-amerikanische Wirtschafts-System dem chinesisch-ostasiatischen gegenüber und will deren Formen aus ihren psychologischen Bedingungen erklären. Während die amerikanische Lösung des Problems, als besonders typischer Ausdruck der heutigen Weltwirtschaftsentwicklung, darauf abzielt, den Menschen mit maschineller Kraftausnutzung in das Reich der Wirtschaftsproduktion einzugliedern und ihm zum Privatgebrauch alle technischen Vorteile zur Verfügung zu stellen, hat die chinesische Auffassung immer das Schwergewicht auf die Ausbildung des Menschen gelegt, dergegenüber die Vervollkommnung der Arbeitshilfsmittel nur geringe Rolle spielt. Die Kenntnis der psychologischen Faktoren, welche auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse in beiden Sphären einwirken, soll uns in den Stand setzen zu beurteilen, welche Folgen die Einbeziehung des chinesischen Marktes in die Weltwirtschaft haben kann. Aus diesem Gesichtspunkte werden nun untersucht die Organisation der chinesischen Gesellschaft als Grundlage für jede wirtschaftliche Betätigung, die Landwirtschaft, das Handwerk, der Handel und Verkehr mit ihren psychologischen Wirkungen. Aus sorgfältiger Beobachtung chinesischer Lebenserscheinungen, die der Verf. während seines 25jährigen Aufenthaltes in China sammeln konnte, wird an vielen Einzelbeispielen nachgewiesen, wie die bestimmte Struktur der östlichen Psyche als Voraussetzung zu Resultaten im Wirtschaftleben als Folge führt, die von den im Westen geltenden Formen abweichen. Die letzten Abschnitte behandeln das Problem von Übervölkerung und Auswanderung sowie die Frage von Industrialismus und Nationalismus, die für die moderne Entwicklung Chinas die größte Bedeutung besitzt. — Wenn es schon nicht leicht ist, in unserem eigenen Kulturkreise Tatsachen des Wirtschaftslebens auf die dabei wirksamen psychischen Kräfte hin zu untersuchen, so wird das Erkennen solcher Zusammenhänge bei den Erscheinungen einer fremden Kultursphäre um vieles schwieriger. Der Versuch, den der Verf. zur Aufhellung dieser Fragen unternommen hat, kann nur mit Freuden begrüßt werden.

Wilhelm, Prof. D. Dr. Richard †: **Die chinesische Literatur.** Wildpark-Potsdam: Akadem. Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. 1930. (IV, 200 S., 147 Abb., 5 Taf.) 4°. = Handbücher der Kunst- und Literaturgeschichte des Orients. RM 20 —. Bespr. von A. Forke, Hamburg.

Vorliegendes Werk ist bereits vor einigen Jahren als ein Teil des Handbuchs der Literaturwissenschaft, herausgegeben von O. Walzel, Bonn, erschienen und jetzt als Separatband gedruckt. Als Geschichte der chinesischen Literatur steht es zwischen dem ausgezeichneten Werk von W. Grube (1909), das dadurch keineswegs überholt ist, und dem kleinen Werke von E. Erkes (1922). Es ist weniger eingehend als Grube, aber viel ausführlicher als der kurze Leitfaden von Erkes. Von beiden Werken unterscheidet es sich durch die reichen, sehr schönen Illustrationen, von denen einige sogar in Buntdruck sind. Allerdings passen sie nicht alle in den Text hinein; einige stehen dazu kaum in Beziehung. Seit Grube hat die Erforschung der chinesischen Literatur einige Fortschritte gemacht, so daß dem Verf. ein größeres Material vorlag, aber von einem auch nur einigermaßen umfassenden Überblick der reichen Literatur sind wir noch weit entfernt. Dazu sind noch viel gründlichere Einzelforschungen auf dem Gebiet der Lyrik, des Dramas und des Romans erforderlich. Wir kennen weder die Technik der einzelnen Literaturgattungen genügend, noch, abgesehen von einigen Koryphäen, ihre Hauptvertreter und ihre Werke, und eine ästhetische Würdigung der einzelnen Dichtungen sowohl vom chinesischen als auch vom europäischen

Standpunkt ist uns noch nicht möglich. G. Margouliès und B. Alexéiev haben einige gute Vorarbeiten geleistet, und auch neuere chinesische Forscher haben sich der Literaturwissenschaft, wozu im alten China nur schwache Ansätze vorhanden waren, zugewandt. Aus Wilhelms Werk erfahren wir viel mehr über die Klassiker und Philosophen, ein Gebiet, das ihm besonders vertraut und auch von andern gründlicher durchforscht ist, als über die schöne Literatur. Die für letztere wichtigste Zeit von der T'ang-Dynastie bis zur Gegenwart wird auf 64 Seiten behandelt. Die Entstehung des Dramas und des Romans ist gut dargestellt, aber was über die einzelnen Dramen und die Dramatiker gesagt wird, ziemlich dürftig. Etwas ausführlicher äußert sich Verf. über die bekannten Romane. Ein besonderer Vorzug des Buches sind die zahlreichen Proben chinesischer Lyrik, die Wilhelm selbst, und zwar meist rhythmisch, in sehr ansprechender Form übertragen hat.

Bynner, Witter, and **Kiang Kang-Hu: The Jade Mountain.** A Chinese Anthology, being 300 Poems of the T'ang Dynasty 618—906. Transl. by Witter Bynner from the texts of Kiang Kang-Hu. New York and London: Alfred A. Knopf 1930. (XXXVII, 280 S.) 8°. 12 sh 6 d. Bespr. von A. Forke, Hamburg.

Auf der letzten Seite und auf dem Umschlag gibt der Verlag bekannt, daß die vorliegende Sammlung chinesischer Lyrik durch zehnjährige Zusammenarbeit eines amerikanischen Dichters, der des Chinesischen nicht mächtig, mit einem chinesischen Gelehrten entstanden sei. Eine bessere Übersetzung sei nicht möglich, denn jedes der 311 Gedichte sei so gründlich studiert und der Ausdruck so sorgfältig gefeilt, daß auch die feinsten Nüancen in englische Verse übertragen wurden, welche hinter denen der Originale nicht zurückständen. À la bonne heure! Die Übersetzung stammt danach von Herrn Kiang Kang-hu, einem tüchtigen Literaten, der als politischer Flüchtling vor der Revolution nach Amerika kam, dort lange gelebt hat und auch einige Jahre als Lektor der Universität von Berkeley angehörte, die Fassung in englischer Prosa, nicht in Versen, von dem amerikanischen Mitarbeiter. Nach den vielen Übersetzungen chinesischer Dichtungen, welche in den letzten Jahren erschienen sind, zu urteilen, muß das Interesse dafür ziemlich gewachsen sein.

Hier handelt es sich um eine sehr bekannte Sammlung von T'ang-Gedichten, das »*T'ang-schi san-pai schou*«, welches von einem Anonymus *Hêng-t'ang t'ui-schi* für Liebhaber der Dichtkunst zusammengestellt wurde. Beide Verfasser haben dem Text, der am Schluß durch sehr willkommene Anmerkungen erläutert wird, ein kurzes Vorwort vorangeschickt. Witter Bynner meint, daß westliche Dichter später bei den Meistern der T'ang-Zeit in die Lehre gehen werden wie früher bei den Griechen und Hebräern. Als besonderer Vorzug chinesischer Dichter erscheint ihm, daß sie verstehen, das Schöne und Dauernde in einfache Verbindung mit dem rein Menschlichen und Unmittelbaren zu bringen. Sehr richtig ist die Bemerkung, daß bei der Unbestimmtheit der chinesischen Sprache chinesische Gedichte oft sehr verschiedene Auffassungen zulassen, so daß auch chinesische Kritiker und Kommentatoren in ihren Erklärungen oft stark von einander abweichen. Jedenfalls ist es nicht richtig, daß immer nur eine Auffassung möglich ist und alle anderen falsch sein müssen. In seiner kurzen Übersicht über die chinesische Dichtung macht Kiang Kang-hu den alten mythischen Kaiser Yao zum ersten Präsidenten auf Lebenszeit der ältesten Republik. Seine Verse sollen republikanischen Geist atmen ebenso wie die angeblich von den „Präsidenten" Schun und Yü hinterlassenen Gedichte. Legge weist mit Recht darauf hin, daß das fabelhafte Alter dieser Verse durch nichts bewiesen sei.

Als Einführung in die chinesische Lyrik kann diese Anthologie Sinologen, welche sich den chinesischen Text leicht verschaffen können, empfohlen werden. Ob sie dagegen Liebhabern fremder Literaturen, die des Chinesischen nicht mächtig sind, einen ästhetischen Genuß bereiten wird, erscheint mir zweifelhaft. Die chinesische Poesie enthält echte Perlen, die jedem gefallen müssen, aber in ihrer Ganzheit steht sie uns doch zu fern und entspricht zu wenig unserem Schönheitsideal. Wir können uns an dem Gesamtwerk eines europäischen Dichters begeistern, aber bei den Orientalen wird uns nur eine Auswahl von Gedichten, die unserem Empfinden nahe kommen, befriedigen. Der ganze Hafis und der unverkürzte Li T'ai-po würden für uns ungenießbar sein und die von Hammer-Purgstall übersetzten osmanischen Dichter wirken direkt widerwärtig. Die bislang erschienenen Sammlungen chinesischer Dichtungen sind stets mehr oder weniger unserem Geschmack angepaßt, die vorliegende Anthologie dagegen bringt eine Auswahl von Gedichten, welche vom chinesischen Standpunkt aus besonders schön und wertvoll erscheinen. Insofern ist sie interessant, indem sie uns zeigt, was dem Chinesen als schön gilt. Auf jemand, dessen Empfinden in der deutschen Dichtung wurzelt, werden die meisten Gedichte wenig Eindruck machen und viele überhaupt nicht

als Dichtung empfunden werden. Die Sprache ist gute Prosa, aber kaum als besonders poetisch zu bezeichnen. Den schönen chinesischen Versen, in denen der Hauptreiz der Gedichte liegt, kommt sie nicht nahe. Ein Gedicht entsteht erst durch die organische Verschmelzung von Gedanke und schöner Form. Wenn die Form zertrümmert ist, so bleibt von dem Gedicht meist nicht viel übrig. Auch die besten Prosaübersetzungen gleichen gerupften Vögeln. Der Gedankeninhalt ist vorhanden, aber alle Schönheit dahin.

Kanokogi, Prof. K.: **Der Geist Japans.** Hrsg. vom Japaninstitut in Berlin. Leipzig: Verlag der Asia Major Dr. Bruno Schindler 1930. (XVI, 184 S.) gr. 8°. RM 8 —; geb. 10 —. Bespr. von M. Ramming, Berlin.

In der bereits ziemlich umfangreichen Literatur über die nationalen Ideale Japans nimmt das vorliegende Buch des Philosophieprofessors an der Kaiserlichen Kyūshū Universität zu Fukuoka, K. Kanokogi einen ganz besonderen Platz ein. Entstanden aus Vorlesungen und Vorträgen, die Verf. während seines letzten Aufenthalts in Deutschland, 1927—1929 an der Berliner Universität und anderen deutschen Hochschulen gehalten hat, wird dieses Werk zweifellos mehr dazu beitragen, bei uns tieferes Verständnis japanischer Eigenart und japanischer Kultur zu vermitteln, als die meisten der bisher von Japanern in europäischen Sprachen unternommenen Versuche dieser Art. Vor allem werden die feinsinnigen Betrachtungen des Verfassers, in denen sich glühende Liebe und Verehrung des eigenen Volkes in glücklichster Weise mit außergewöhnlicher Vertrautheit mit modernen geschichtsphilosophischen Methoden vereinen, die innere Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung des japanischen Geistes überzeugend dartun. Das ist um so wichtiger, als die Auffassung, daß es sich bei dem glänzenden Aufstieg Japans während der letzten sechzig Jahre durchaus nicht um ein zufälliges, irgendwie überraschendes Aufblühen handelt, auch heute noch lange nicht restlos anerkannt wird.

Abgesehen davon ist das Werk auch für das praktische Studium der japanischen Geschichte von großer Bedeutung, geht doch Verf. auf die Kontroversen über die Herkunft der japanischen Sprache und ihre Stellung in der Welt, sowie auf die Frage der Rassenmischung in der Steinzeit recht ausführlich ein. Höchst instruktiv ist auch, wie er mit Berücksichtigung der für die älteste Zeit so wichtigen Angaben über japanische Zustände, die wir in den chinesischen Annalen finden, an der Hand des Kojiki und Nihon shoki den Kern der Mythen und Sagen über das göttliche Zeitalter und die Reichsgründung herauszuschälen versteht und zu wichtigen Schlüssen betreffs Entstehungszeit des einheitlichen Reiches und dessen geistigen Voraussetzungen gelangt. Im Vergleich zu diesem ältesten Zeitabschnitt wird die spätere Entwicklung etwas skizzenhafter behandelt, doch findet man auch hier viele treffende Bemerkungen z. B. über den Buddhismus als Religion der Schönheit und als Religion der Innerlichkeit, das Zwischenspiel des katholischen Christentums oder den Neokonfuzianismus der Tokugawazeit.

Spiegelberg, Friedrich H.: **Die Profanisierung des japanischen Geistes.** Als religionsgeschichtliches Phänomen dargestellt an Hand einer Analyse der Farbenholzschnitte des Ukiyo-Ye. Leipzig: Ed. Pfeiffer 1929. (138 S.) gr. 8° = Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für vergleich. Religionsgeschichte a. d. Univ. Leipzig, hrsg. von Hans Haas. II. Reihe, Heft 9. RM 9 —. Bespr. von A. Chanoch, Berlin.

Wie aus den einleitenden Sätzen des Verfassers hervorgeht, ist die vorliegende Veröffentlichung aus einer Auflehnung gegen die unfruchtbare und hemmende Art entstanden, in der das Quellenmaterial für die religionsgeschichtliche Forschung bisher abgegrenzt wurde. Mit Recht setzt sich der Verf. ein für die Einbeziehung auch der sogenannten „Profansphäre", d. h. auch der Kunst (der religiösen und weltlichen) sowie aller politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in den Quellenbereich der Religionsgeschichte.

Mit der immer größere Anerkennung findenden Definition der Religion als „eines Verhältnisses des Menschen zu dem, was ihn unbedingt angeht", tritt eine bedeutungsvolle Erweiterung des Quellenmaterials ein, die der Verf. in der vorliegenden Arbeit auf die Farbenholzschnitte des Ukiyoye ausdehnt, um an Hand dieser weltlichen Kunstwerke die Profanisierung des japanischen Geistes nachzuweisen und sie als religionsgeschichtliches Phänomen aufzudecken.

Unter Profanisierung versteht der Verf. eine besondere Form der religiösen Entwicklung, die da eintreten kann, „wo die Dämonien der mythologisch-sakralen Religionsperiode zu stark geworden sind, als daß sie länger über ihre Negativität hinwegtäuschen und einen zeittragenden Einfluß ausüben könnten" (S. 17). Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Profanisierung eine „Aufdeckung solcher Dämonien und Unschädlichmachung ihrer verderblichen Wirkungen durch Leugnung ihrer religiösen Gesetztheit". Das Ergebnis der Profanisierung ist dem Verf. stets eine „Befreiung und Entleerung zugleich".

Die Behandlung des eigentlichen Themas ist in vier Teile gegliedert. Im ersten versucht der Verf. die profanen Elemente innerhalb der Religionen Japans und der einzelnen Stadien der japanischen Sozialgeschichte aufzudecken, im zweiten Teil wird der Zusammenhang der älteren japanischen Kunst mit der Religionsgeschichte betrachtet, und erst im dritten Teil untersucht der Verf. „die vollendete Profanisierung des japanischen Geistes in der Kunst des Ukiyoye", während er im Schlußteil ganz kurz auf die fortschreitende Profanisierung des japanischen Geistes und die Europäisierung Japans eingeht.

Solange der Verf. auf dem Boden religionsphilosophischer Spekulationen bleibt, folgt man willig seinen Ausführungen; aber sobald er sich dem eigentlichen Thema nähert, stößt man auf Anfechtbares.

Schon die vom Verf. gegebene Einteilung der japanischen Geschichte in Perioden muß als unglücklich bezeichnet werden, da die wirklich bedeutsamen Epochen gar nicht umrissen wurden und nur mit dem Beginn des Tokugawa-Shōgunats (1600) und dem Einsetzen der Neuzeit (1854) wichtige Einschnitte richtig angegeben sind. Dagegen ist die vorhergehende Einteilung — 1. Urperiode bis 202 n. Chr.; 2. Der chinesische Einfluß (202—594); 3. Die Einführung des Buddhismus (594—1100); 4. Die inneren Wirren (1100—1600) — ganz willkürlich und gewährt gar keinen Begriff von der wirklichen Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Ablaufs. Wenn es auch wahrscheinlich ist, daß einzelne Personen chinesische Ideen auch vorher nach Japan brachten, so kann man doch erst seit der Einführung des Buddhismus, also seit 552, von einem chinesischen Einfluß sprechen, wobei gerade in diesem Zusammenhang die berühmte Taikwa-Reform von 645 nicht unerwähnt bleiben durfte. Ist es auch ferner begreiflich, daß es dem Verf. unmöglich war, auf Einzelheiten einzugehen, so durfte doch der kulturelle Aufschwung der Heian-Periode (792—1185) mit ihrer Entwicklung der Literatur und verfeinerten Ästhetik sowie die religiöse Erneuerung der Kamakura-Periode (1186—1333) nicht übersehen werden. Auch die Geschichte des japanischen Frühkatholizismus (1549—1638), diese im Hinblick auf das Thema des Buches ganz besonders aufschlußreiche Episode, hätte unbedingt Beachtung finden müssen.

Der Verf. stellt sich zwar auf den Standpunkt, daß eine fruchtbare Bearbeitung des von ihm gewählten Themas nur im engsten Zusammenhang mit der gesamten Kulturentwicklung Japans möglich ist, hat aber dabei selbst wichtige Epochen vollkommen unberücksichtigt gelassen und seine weiteren Ausführungen daher auf mangelnden Voraussetzungen aufgebaut.

Auch die Etymologie der Bezeichnung „*Ukiyo-ye*" ist vom Verf. falsch gedeutet worden. Im 15. und 16. Jahrhundert, als die ununterbrochenen blutigen Fehden allen Nichtbeteiligten einen Abscheu vor dem von Grausamkeiten und Schlechtigkeit erfüllten irdischen Dasein einflößen mußten, hatte der Ausdruck „*uki-yo*" wirklich die Bedeutung „leidvolle Welt" gehabt, als Bezeichnung für das sündhafte Diesseits im Gegensatz zu dem geläuterten Jenseits der Buddhisten. Als aber Hideyoshi gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Wirren ein Ende machte, mit dem Tokugawa-Shōgunat um 1600 eine Periode des Friedens einsetzte und die Bevölkerung nicht länger um ihr Leben zittern mußte, begann man auch die Freuden des irdischen Seins zu entdecken und geruhsam zu genießen, um so mehr als der Buddhismus inzwischen eine Abschwächung erlitten hatte. Das Leben war also nicht mehr abstoßend und leidvoll und „*uki-yo*" bedeutete nunmehr „schwebende Welt" als Bezeichnung für ein sorgenfreieres Dasein. Da nun die Kunst des Ukiyoye erst im 17. Jahrh. aufkommt, so konnte sie nicht in der „Abbildung der wechselvollen Welt, der vergänglichen Jammerwelt" bestehen, wie es der Verf. behauptet (S. 62), sondern sie hatte gerade diese schwebende Welt zum Ausdruck bringen wollen.

Auf die einzeln verstreuten, ungenauen oder sachlich falschen Bemerkungen, die zum Teil aus der Benutzung einer von Fehlern nicht ganz freien Literatur entstanden sind, kann im Rahmen dieser Besprechung nicht eingegangen werden. Es ist außerordentlich schade, daß dem Verf., der in dieser Arbeit eine Reihe von interessanten und wichtigen Fragen aufgeworfen und viele Momente aus der kulturgeschichtlichen Vergangenheit Japans auch richtig beurteilt hat, eine eingehendere Kenntnis der japanischen Kultur- und Geistesgeschichte fehlte, als er dieses Buch abfaßte. Ohne eine restlose Beherrschung dieser nur schwer zugänglichen Materie — die darüber in europäischen Sprachen erschienenen Abhandlungen sind gering an Zahl und nicht immer zuverlässig — und eine persönliche Einfühlung in dieselbe ist eine unser Wissen bereichernde Erschließung des ebenso interessanten wie schwierigen Themas unmöglich.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

L'Acropole 2 1927:

1 13—23 G. Vauthier, Démétrius Comnène (1749—1821) — 24—43 Auriant, Méhémet-Ali et les Grecs (1805—48). —

2 112—27 Auriant, Un agent de Catherine II in Égypte: M. de Schonus (1784—9) — 138—54 E. Pech, Le dernier grand Patriarche du Phanar. L'Héllénisme, l'Italie et la Turquie (1919—27).

3/4 161—207 Ch. Vellay, Les nouveaux aspects de la question de Troie — 236—45 G. Sotiriadis, L'Université de Salonique et le Problème Universitaire en Grèce.

3 1928:

1/2 1—48 Les nouveaux aspects de la question de Troie. II. — 49—72 C. Stanley, Economic Equilibrium in the Mediterranean World.

3/4 129—52 Ch. Vellay, Les nouveaux aspects de la question de Troie. III. — 166—212 W. Deonna, L'Ile de Rhodes et son passé — 213—36 Auriant, Abbas Hilmi, pacha d'Égypte et le *Tanzimat* (1851—3) — 241—5 Ch. Vellay, Le rôle de la Chersonèse de Thrace dans la guerre de Troie.

4 1929:

1/2 5—15 Ch. Vellay, Les nouveaux aspects de la question de Troie IV. — 74—87 F. Boissonas, Une excursion au Mont Athos.

3/4 175—93 Auriant, Un aventurier vénetien en Égypte: Carlo Rosetti.

5 1930:

1/2 79—93 N. Moschopoulos, La Révolution grecque et les sources turques. — 122—7 Auriant, Soliman Bey en Morée (1825—28). E. P. B.

Acta Archaeologica 1 1930:

1 41 K. Friis Johansen, Tonbullen der Seleukidenzeit aus Warka — 87 O. E. Ravn, Some disputed points in Babylonian Sacred Architecture.

2 191 H. Ingholt, The oldest known grave-relief from Palmyra.

3 277 P. Fossing, Vases chypriotes nouvellement acquis par le musée national de Copenhague. O. K.-P.

Africa. Journal of the International Institute of African Languages and Cultures 2 1929:

4 (October) 337—51 D. Westermann, The Linguistic Situation and Vernacular Literature in British West Africa (Eindrücke des Verfassers von einer kürzlich unternommenen Reise nach Nigeria und Sierra Leone). — 352—78 R. Thurnwald, Social Systems of Africa (Schluß des Artikels aus der vorhergehenden Nummer mit 5 weiteren Systemen). — 381—403 H. M. Dubois, La pédagogie appliquée a nos noirs d'Afrique (Anwendung der vom Verf. in Africa II, 1 entwickelten Grundsätze). — 405—12 A. W. Cardinall, The State of our Present Ethnographical Knowledge of the Gold Coast Peoples. — 413—8 W. Wanger, Afrikanische Völkernamen in europäischen Sprachen (tritt für den alten Vorschlag Roehls ein, statt des in der Afrikanistik einmal eingebürgerten Ausdruckes Bantu ohne Klassenpräfix Ntu zu sagen). — *E. Zyhlarz, Grundzüge der Nubischen Grammatik im christlichen Frühmittelalter (W. Czermak). — *Alphabets for the Efik, Ibo and Yoruba Languages und *Alphabets for the Mande, Temne, Soso, Kono and Limba Languages (I. C. Ward). — *R. P. Gilliard, Grammaire Synthétique du Lontomba (K. E. Laman). — *F. W. Butt-Thompson, West African Secret Societies (E. E. Evans-Pritchard). — *The Native Tribes of South-West Africa (I. Schapera). — *F. S. Joelson, Eastern Africa To-day (H. Blake-Taylor). — *L. Schultze, Zur Kenntnis des Körpers der Hottentotten und Buschmänner und *J. P. Lotsy and W. A. Goddijn, Voyages of Exploration to Judge of the Bearing of Hybridization upon Evolution. I. South Africa (I. Schapera). — 435—40 Bibliographie.

3 1930:

1 (January) 1—12 F. H. Ruxton, An Anthropological No-Man's-Land (Desiderata für die „angewandte Ethnologie" im Hinblick auf Südnigeria). — 13—30 G. St. J. Orde-Browne, The African Labourer. — 31—48 N. J. v. Warmelo, Early Bantu Ethnography from a Philological Point of View (untersucht, wie weit der bisher ermittelte Ur-Bantu-Wortschatz Schlüsse auf Heimat und Kultur des Ur-Bantu-Volkes zuläßt). — 59—77 M. J. Herskovits, The Culture Areas of Africa (Verf. kritisiert die Kulturkreislehre der „kulturhistorischen Schule" um Pater Schmidt und stellt ihr die Culture-Area Auffassung der amerikanischen Ethnologie gegenüber. Seine 1924 erschienene Anwendung dieser Methode auf Afrika trägt Verf. hier mit einigen Abänderungen erneut vor). — 78—82 P. Basile Tanghe, Le droit d'Aînesse chez les indigènes du Haut-Ubbangi. — 83—9 Th. Seitz, Die Grundlagen der Ehe bei den Bantu (wendet sich gegen Torday „The Principles of Bantu Marriage", Africa Bd. 2). — 103—12 G. R. Veel, The Voice of Africa (englische Übersetzung von Xosa-Erzählungen, die der Verf. bei 2 Kaffernstämmen gesammelt hat). — *A. N. Tucker, Suggestions for the spelling of Transvaal Sesuto (W. Eiselen). — *W. Wanger, Scientific Zulu Grammar (W. Eiselen). — *J. van Wing et C. Penders, Le Plus Ancien Dictionnaire Bantu (M. Klingenheben—von Tiling). — 131—6 Bibliographie.

2 (April) 137—49 P. W. Schmidt, The Use of the Vernacular in Education in Africa (sieht als Ziel die Schaffung von höheren und höchsten Schulen mit Eingeborenen-Sprache). — 150—60 G. A. Stevens, The Future of African Art (bezieht sich besonders auf die Goldküste). — 161—77 E. Jamot, La maladie du sommeil au Cameroun (mit 1 Karte). — 178—90 H. Vedder, Die Bergdama in Südwest-Afrika (schildert namentlich die heute nur noch an wenigen entlegenen Plätzen lebendigen einheimischen religiösen Anschauungen). — 191—202 K. E. Roehl, The Linguistic Situation in East Africa (macht u. a. Vorschläge zur Pflege und Vereinheitlichung des Suaheli). — 203—16 H. R. Palmer, A Muslim Divine of the Sudan in the Fifteenth Century (Übersetzung eines arab. MS. aus Bornu). — *R. Allier, The Mind of the Savage, übersetzt von F. Rothwell (E. W. Smith). — *M. Gaudry, La Femme Chaouia de l'Aurès (H. Labouret). — *F. Boas, Anthropology and Modern Life (E. O. L.). — *J. A. Persson, An English-Tswa Dictionary (A. Werner). — *K. E. Laman and C. Meinhof, An Essay in Congo Phonology (A. Werner). — *G. Montandon, L'Ologénèse Humaine (H. Labouret). — *H. A. Bernatzik, Zwischen Weißem Nil und Belgisch-Kongo (D. Westermann). — *E. Schultz-Ewerth und L. Adam, Das Eingeborenenrecht, Bd. I. Ostafrika (W. Schilde). — 257—64 Bibliographie.

3 (July) 265—92 W. B. Mumford, Malangali School (mit 8 Abbildungen; neue Wege der Eingeborenen-Erziehung im ehemaligen Deutsch-Ostafrika). — 293—305 R. A. C. Oliver, Psychological and Pedagogical Considerations in the Making of Text-Books. — 306—22 G. P. Lestrade, Some Notes on the Political Organization of the Venda-Speaking Tribes. — 323—46 C. K. Meek, A Religious Festival in Northern Nigeria (Kult eines Gottes des Ackerbaus bei dem Stamme der Bachama am Benue). — 347—59 J. Maes, Les Figurines Sculptées du Bas-Congo (mit 10 Abb.). — 360—8 C. Fleischer und M. B. Wilkie, Specimens of Folk-Lore of the Gã-People on the Gold Coast (von den Verf.n gesammelte prosaische und poetische Texte mit englischer Übersetzung). — *A. Vekens, La Langue des Makere, des Medje, et des Mangbetu (P. T. L. Putnam). — *C. Fidel, Les Conseils Représentatifs des Possessions Africaines (R. Derendinger). — *A. N. Tucker, The Comparative Phonetics of the Suto-Chuana Group of Bantu Languages (D. M. Beach). — *A. Ihle, Das alte Königreich Kongo (E. Torday). — *De Clercq, Nouvelle Grammaire Luba (H. M. Dubois). — *E. Kootz-Kretschmer, Texte in der Sprache der Safwa und Nyixa. Die Safwa, III. Bd. (M. Klingenheben—v. Tiling). — *J. B. Danquah, Gold Coast: Akan Laws and Customs and the Akim Abuakwa Constitution, und Cases in Akan Law (G. Stoevesandt). — *H. Baumann, Afrikanisches Kunstgewerbe (H. J. Melzian). — 398—404 Bibliographie. A. Klingenheben.

Annuaire du Monde Musulman, redigé par L. Massignon. 3. Ed. (1929):

Die 3., völlig neubearbeitete Ausgabe des „Annuaire" enthält wichtige Hinzufügungen. Sie setzt sich aus folgenden 6 Sektionen zusammen (während die Ausgabe von 1923 nur 5 u. diejenige von 1926 nur 2 Sektionen umfaßte): A. Généralités. B. Index Général

de la Presse Musulmane (ancienne Section C). C. Liste des Centres d'Études islamiques (ancienne Section D). D. Notices (ancienne Section B). E. Vocabulaire technique de l'Islam. F. Bibliographie islamique (pour 1927—8). Den Hauptinhalt bilden wiederum die „Notices", die sich regelmäßig auf Peuplement, Gouvernement, Administration u. Travail et Production beziehen u. mit peinlicher Sorgfalt zusammengestellt sind. Daneben ist der Abschnitt „La Situation actuelle de l'Islam" von ganz besonderem Interesse. Dem Herausgeber L. Massignon gebührt wiederum für seine vorzügliche, selbstlose Arbeit der wärmste Dank der Islam-Wissenschaft. G. Pfannmüller.

L'Anthropologie 39 1929:

4 271—82 G. Montandon, Une Voute cranienne Ainou surbaissée. — 310 *W. Jochelsan, Peoples of Asiatic Russia (G. M.). — 311—3 *V. Bounak, Un pays de l'Asie peu connu: le Tanna-Touva. Communication préliminaire (G. M.).
5/6 401—30 S. Roudenko, Les sépulcres de l'époque des Kourganes de Minoussinsk. — 489—93 *V. G. Childe, The most ancient East (M. Boule). — 493—6 *O. Menghin, Zur Steinzeit Ostasiens (R. Vaufrey).

40 1930:

1/2 31—5 R. Furon, Les gisements préhistoriques du Kaarta (Soudan). Paléolithique et Neolithique. — 77—92 L. Nicolaeff, Quelques donnés au sujet des méthodes d'excérébration employées par les Égyptiens anciens. E. P. B.

Antiquity 3 1929:

12 389—407 L. W. B. Rees, The Transjordan Desert. — 408—13 J. H. Dunbar, The Holy Mountain. — 414—23 E. W. Bovill, The Sahara. — 424—33 G. Caton-Thompson, Zimbabwe, based on the British Association Report. — 434—51 O. Reuther, The German Excavations at Ctesiphon. — 456—67 G. Brunton, The Beginnings of Egyptian Civilisation. — 468—70 M. S. Briggs, Air-Photographs from Cairo. — 470—3 The Aeroplane and Egyptian Archaeology. — 473—4 An Arabic Writer on Medieval Britain. — 478—80 Roman View of Memphis. — 491 *A. Anglande and L. V. Newton, Memoirs of the Archaeological Survey of India (W. J. Hemp). — 494—5 *J. Capart, Lectures on Egyptian Art (Mus.). — 495 *S. Harcourt-Smith, Babylonian Art.

4 1930:

13 12—21 F. C. Burkitt, The Gospels and their oldest Manuscripts. — 55—79 T. Zammit, The Prehistoric Remains of the Maltese Islands. — 96—97 'The Palace of Minos'. — 105—8 The Mosaics of the Great Mosque at Damascus. — 109—11 The Excavations at Warka (Mesopotamia).
14 223—5 The Ur Excavations. — 225—8 The Gorge of Petra. E. P. B.

Archiv für Kulturgeschichte 20 1930:

3 350—69 R. Hennig, Ein Zusammenhang zwischen der Magnetberg-Fabel und der Kenntnis des Kompasses. E. P. B.

Archiv f. Schreib- u. Buchwesen 4 1930:

1/2 Nunquam retrorsum (Festschrift f. A. Schramm). — R. Stöwesand, Buch und Buchstabe. — F. Bork, Die Schrift der Karer. — A. Mentz, Römische und griechische Stenographie. — H. Schreiber, Von der Goldschnittlyrik zum Schmetterlingsbuch. Orientalische Literatur in deutscher Ausstattung. — J. Schubert, Etwas über die Versuche zur Vereinfachung der chinesischen Schrift. — R. Stöwesand, Der Schreibgriffel der Babylonier. — †H. A. Schramm, Die Bücher und Schriften A. Schramms. F. Bork.

Archiv für Slawische Philologie 42:

1/2 147—9 *K. Lokotsch, Etymologisches Wörterbuch der europäischen (germanischen, romanischen und slavischen) Wörter orientalischen Ursprungs (G. Bergsträsser). — 307—10 *G. M. Barac, Sobranije trudov po voprosu o jevrejskom elementě v pamjatnikach drevnerusskoj pismennosti. [Ges. Schriften zur Frage des hebräischen Elements in den Denkmälern des altruss. Schrifttums] I, 1, 2. (A. Brückner.) E. P. B.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 63 1930:

2 309—36 Alfred Bonné, Die sozial-ökonomischen Strukturwandlungen in Palästina. (Die Immigration von Elementen westlicher sozialer Struktur in ein orientalisches, von westlichen Einflüssen bisher wenig berührtes Land und die Verwaltung des Landes durch den modernen geschulten Beamtenapparat einer europäischen Macht haben einen Umformungsprozeß herbeigeführt, den man gewöhnlich als Kolonisation bezeichnet, der aber doch mit Rücksicht auf die bei diesem Siedlungswerk tätigen Faktoren eine ganz neuartige Situation darstellt. Dieselbe wird unter folgenden Gesichtspunkten geschildert: 1. Veränderungen der Bevölkerung. Die neuen Einwanderer haben die bisherige wirtschaftliche und soziale Struktur des Landes stark verschoben. Das gilt besonders von den Städten. Das Anwachsen der städtischen Bevölkerung und die steigende Bedeutung der städtischen Berufe ist eine der einschneidendsten Folgen, die sich in kommenden Jahren noch weiter auswirken wird. — 2. Der Kapitalimport — Wandlungen im Lebensstandard der Bevölkerung. Vor dem Kriege war Palästina eins der billigsten Länder der Erde. Sowohl das Geldeinströmen durch die englische Okkupation wie durch die zionistischen Einwanderer und Institutionen als auch die Lebensansprüche der Engländer und Zionisten haben auf die arabische Bevölkerung eingewirkt, daß sie sich, besonders wieder in den Städten, dem westlichen Lebensstil assimilierte. Diese Wandlung aber hatte eine dauernde Steigerung der Preise und Löhne zur Folge, die im Vergleich zu 1914 etwa 80—100% beträgt. — 3. Neue Einflüsse und Wandlungen in der Landwirtschaft, a) äußere Merkmale. Das Nebeneinander des Fellachendorfes mit seinen Arbeitsmethoden und Geräten ferner Vergangenheit und der jüdischen Siedlung mit modernstem landwirtschaftlichen Betrieb; zwischen beiden verschiedene Übergangsformen. b) Die ziffernmäßigen Veränderungen in der Landwirtschaft. Die bebaute Bodenfläche hat sich vergrößert, teils durch die jüdische Siedlungstätigkeit, teils auch durch die arabischen Grundbesitzer. Tabakbau, Orangenkultur, Milchwirtschaft haben durch die steigende Nachfrage wie durch Verbesserung der Transportverhältnisse einen bedeutenden Aufschwung erfahren. Gleichzeitig wird eifrig von der englischen Verwaltung und vom jüdischen Nationalfonds an der Aufforstung des Landes gearbeitet. Der aus dem Mittelalter stammende Großgrundbesitz in Palästina ist durch den zionistischen Bodenerwerb eingeschränkt. Auch die arabische Auswanderung, vor dem Kriege ziemlich erheblich, ist auf ein Minimum zurückgegangen. — 4. Wandlungen des Verkehrswesens. In dieser Hinsicht ist in Palästina eine absolute Umwälzung erfolgt: Eisenbahn, Auto, Flugzeug, Post, Telefon haben die Neubildung einer palästinischen Volkswirtschaft ermöglicht. — 5. Auswirkungen auf den Handel. Erstaunliche Umsatzsteigerungen im Außen- und Binnenhandel. — 6. Die Entwicklung einer neuen Industrie. Sie beschränkt sich auf einzelne Bezirke wie Haifa und Tel-Aviv und zeigt eine große Ver-

schiedenheit der Betriebsformen. Zugleich hat sich eine klassenbewußte städtische Arbeiterschaft gebildet, welche modern organisiert ist. — Eine 2. Abhandlung, welche die politischen und nationalen Wandlungen darstellt, folgt.) Max Löhr.

The Asiatic Review 25 1929:

82 April 177—81 Rapporteur, Questions for the Simon Commission I. Law and Order. (Bericht über die Gründung eines Indian Study Circle, in welchem Männer langer indischer Erfahrung aber verschiedener Richtung in freier Diskussion brennende Fragen Indiens „without dogmatic assertion or claim to authority" besprechen wollen. Der Gedankengang einer solchen Besprechung wird mitgeteilt. Das Resultat gibt keine klare Lösung, aber offenbar wurde die Übertragung der Kontrolle des Polizei- und Gerichtswesens auf die Provinzparlamente bedenklich gefunden, aber auch Dyarchy verworfen und Selbstverwaltung als die vielleicht einzige Lösung des bestehenden Rassenkampfes angesehen. Der Leser gewinnt den Eindruck einer gewissen Ratlosigkeit.) — 182—90 L. F. Rushbrook Williams, foreign Minister of Patiala, India's threefold problem (Verf. verlangt von der neuen britischen Regierung, daß neben den Interessen Großbritanniens und Britisch Indiens die Belange der „Indian States" in gleichem Maße bei der bevorstehenden Neuordnung berücksichtigt werden sollen.) — 191—6 V. V. Rajwade, A feudatory state of Western India (beleuchtet das Verhältnis „feudatory state to its suzerain", indem Verf. für die Erhaltung der Rechte eines bestimmten „feudatory state" eintritt — offenbar ein Appell an das Government of India). — 197—203 J. F. W. van der Meulen, late Director of the Department of Education etc., The education system in the Dutch East Indies. (Kurze Feststellung der Tatsachen, die auf das Problem West-Ost in der Pädagogik asiatischer Kolonialländer einiges Licht wirft.) — 204—19 Edith M. Pye, The women's movement in China. — 220—9 Captain Duncan McCallum, Syria. (Kritische Behandlung der schwierigen Lage der Syrer unter dem französischen Mandat.) — 230—7 W. J. Clennel, Historical analogies of the present situation in China. II. (I erschien in der Oktobernummer 1928.) — 238—40 Correspondence: C. M. Baker, Sind and the Punjab. J. E. Webster, Moral training in Indian schools. — 241—97 Proceedings of the East India Association: Frank Birdwood, The Indian coastal traffic bill (eine indische Küstenschiffahrt soll indischen Schiffen vorbehalten bleiben). Discussion of the foregoing paper (schärfste Opposition). Sir Walter Willson, late member of the Legislative Assembly for the Associated Chambers of Commerce of India and Ceylon, Europeans in India and the reforms (lesenswerte klare Darstellung). Discussion of the foregoing paper. The Indian States inquiry (kurzer Bericht über a conversazione of the Association). — 298—311 Arnold T. Wilson, National and racial characteristics of the Persian nation. — 312—6 Historical section: Lanka Sundaram, Sir Thomas Rumbold (1736—1791). — 317—26 The Inner East: Talbot Rice, Georgian art in the middle ages. — 327—30 Orientalia: N. M. Spenzer, Marco Polo III. — 331—7 Literary section: Stanley Rice, The origin of caste II. — 338—52 Reviews of books. — 353—68 Debates in the chamber of princes.

83 369—73 Some features of the Afghan Problem. — 373—80 D. C. Wilson, The women's movement in Northern India. — 380—9 E. D. Ross, Impressions from the Near and Middle East-Indian Affairs. — 390—6 J. D. Crawford, Question for the Simon Commission. (The Indian army and a self-governing India). — 397—404 P. P. Pillai, Indias interest in the international Labour office. — 405—12 J. C. Coyajee, The ratio controversy in India (a retrospect). — 413—20 J. Saxon Mills, The Butler report and the Indian princes. — 421—32 H. Bakker, The defence of Netherland Indies. — 433—55 T. C. Evans, Health progress in India. — 456—75 A. Latifi, A national script for India. — 476—8 W. Coldstream, Obituary. — 481—90 C. Hose, The constitutional development of Sarawak. — 491—6 E. Rosenthal, Portuguese rule in Goa. — 497—516 Mustapha Chokaiev, The Bolshewiks and Afghanistan. — 516—21 E. A. Allen, Recent Soviet publications. — 522—8 W. R. Dawson, Exploring royal Niniveh. — 529—31 Count de Nalèche, Address to the Anglo-French Luncheon Club, Britain and France as colonizing powers. — 532—9 The Chamber of Indian Princes and the League of nations. — 540—60 Review of books: India (Politics, History, Religions, Economics) Far East, Near East, Fiction, Music.

84 561—5 Jogendra Singh, Progress of constitutional Government in India. — 566—70 P. R. Cadell, Sind and the Panjab. — 571—9 Phiroze C. Sethna, The social emancipation in India. — 580—7 A. H. E. Molson, The Indian States and the Butler report. — 588—95 I. C. Kielstra, The „Indo-European" Problem in the Dutch East Indies. — 596—600 P. Pasquier, Indo-China to day. — 601—10 C. D. Bruce, The pacific ocean. — 611—24 R. Dane, China and the so-called Opium war. — 625—32 Annual report. — 633—7 Annual meeting. — 638—62 C. Hindley, Indian railway developments. — 664—81 D. K. Karve, Education of women in India. — 682—703 Kikabhai Premchand, The economic position in India. — 704—12 Lanka Sundaram, Sir Thomas Rumbold III. — 713—22 Railway construction and railway conflicts in Manchuria. — 722—6 Lamaism in Mongolia. — 727—33 Mussulman courts in Central Asia. — 735 Woolacott, India on trial. — 736—43 Annual survey. — 744—6 W. E. D. Allen, Russian Icon painting. — 746—7 Book reviews. — 748—9 Illustrated supplement. — 750—2 B. D. Asli, India at the North-East coast exhibition. — Index.

26 1930:

85 1—5 Maharajadhiraj of Patiala, The Indian states and the future constitution. — 5—10 Maharaja of Bikaner, The princes and the conference. — 10—2 Maharaja of Alwar, The princes and Dominian status. — 13—27 P. Cordemoy, French development work in Indo-China. — 28—36 C. G. S. Sandberg, Mines and minerals in the Netherlands East Indies Archipelago. — 37—43 The Turkestan-Siberian railway. — 44—58 T. T. Rice, The rôle of Georgia in the art of the Middle Ages. — 59—64 C. M. Salwey, Pitcairn island of the south Pacific Ocean. — 65—91 S. K. Ratcliffe, India and the United States. — 92—116 Waris Ameer Ali, The fauna of India. — 117—40 Mrs. L. A. Underhill, Women and new movements in India. — 141—9 W. E. D. Allen, The Georgian episode in international politics. — 150—7 Kailas Narain Haksar, Economic development in Gwalior state. — 158—67 A. Wilson, The road to Isfahan. — 168—93 Reviews of books (India, Middle East, Near East, Far East, Orientalia, French books, Miscellaneous). — 194—200 Lanka Sundaram, Thomas Rumbold IV. — 201—8 Illustrated supplement.

86 209—11 Maharajadhiraj of Patiala, The recent session of the Chamber of Princes. — 212—7 Maharani of Gwalior, Thoughts on women's education in India. — 218—27 B. T. Kesavaiengar, The development and resources of the Mysore state. — 228—32 M. E. Watts, Travancore. — 233—42 Pierre Cordemoy, French development work in Indo-China II. — 243

—56 C. G. S. Sandberg, The mines and minerals in the Netherlands East Indies II (with map and plan). — 257—77 Viscount Goschen, The working of the reforms in Madras. — 278—98 E. J. Palmer, Some recent developments in the Churches in India. — 299—323 C. F. Strickland, What India really needs. 324—30 Mustafa Chokaiev, The situation in Afghanistan. — 331—6 A. Safrastian, Armenian thought and literature since 1928. — 337—44 H. St. Clair Smallwood, The effect China might have in helping to solve the unemployment in Britain. — 345—52 E. Rosenthal, By rail direct from Madras to Delhi. — 353—6 Sir Arnold Wilson, The road to Isfahan, II. — 357—62 W. A. Graham, Burmese aspirations. — 363—8 Mrs. C. M. Salwey, Pitcairn Island of the south Pacific Ocean, II. — 369—73 Lanka Sundaram, India and the Imperial Conference I, a retrospect. — 374—9 F. R. Bagley, India of sixty-five years ago. — 380—6 Stanley Rice, Women in heroic literature. — 387—96 Books reviews. — 397—404 Debates in the Chamber of Princes, the 1930 session I. — Illustrated supplement.

87 405—20 The proposals of the Simon Commission (9 Antworten von je 50 Worten über Bd. 1 u. 2 des bekannten Reports). — 421—44 W. G. Hamilton: Imprisonment and detention in India. — 445—78 Sir Alfred Chatterton: India's progress and India's poverty. — 479—508 L. F. Rushbrook Williams: Indian unrest and American opinion. — 509—16 C. L. van Doorn: The European population of the Dutch East Indies. — 517—28 S. Zashchuk: The trade of Central Asia with neighbouring countries. — 529—40 Chalva Béridzé: Georgian poetry. — 541—57 Pierre Cordemoy, French development work in Indo-China. — 558—63 Cayla, The international colonial exhibition of Paris 1931. — 565 Philip Buritt, China revisited. — 575—80 Genchi Katō, Shintō worship of living human gods in the religious history of Japan. — 581—90 Etienne Dennery, A kidnapping in Yunnan. — 591—8 M. E. Watts: Travancore II. — 599—602 Lanka Sundaram, Sir Thomas Rumbold V. — 603—11 O. C. G. Hayter, Conversions of outcastes. O. S.

Athenaeum 6 1928:

2 125—56 G. Perrota, Il papiro d'Ossirinco I 241 e la cronologia dei Bibliotecari d'Alessandria. — 198—200 B. Stumo, L'Epigramma a Constantinopoli nel secolo VI dopo Cristo (P. Fabbri).

3 264—8 H. A. Sanders and C. Schmidt, The Minor Prophets in the Freer Collection and the Berlin Fragment of Genesis (B. Nascimbene). — 269—73 K. Kerényi, Die griechisch-orientalische Romanliteratur (V. Ivanov).

7 1929:

1 85—113 *J. de Morgan, La Préhistoire orientale. 3 vol. (G. Patroni). — 124—36 *M. Mühl, Die antike Menschheitsidee in ihrer geschichtlichen Entwicklung (P. Fraccaro).

8 1930:

1 122—5 *The Cambridge Ancient History. Vol. VII. The Hellenic Monarchies and the Rise of Rome (P. Fraccaro).

3 365—90 *F. Schachermeyr, Etruskische Frühgeschichte (G. Patroni). E. P. B.

Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie 85 1929:

1 1—65 Een en dertig hoofdstukken uit het verloren gegane Livro IX van Lopes de Castanheda's „História do descobrimento e conquista da India pelos Portugueses". (Auf S. 1—4 Einleitung von C. Wessels. Die Bücher IX und X von Castanhedas História waren infolge Verbotes durch den König nicht gedruckt worden. Die nunmehr aufgefundenen Kapitel behandeln Ereignisse aus den Jahren 1539 bis 1542. Portugiesischer Text nach einer zwischen 1579 und 1584 im Auftrage Giovanni Pietro Maffeis angefertigten Abschrift). — 66—244 Edwin Loeb, Mentawei myths. (Einleitung, Text, englische Übersetzung. Die Erzählungen wurden vom Verf. im Jahr 1926 gelegentlich einer Forschungsreise auf den Pageh-Inseln, Mentawei, mit Hilfe des deutschen Missionars Börger und einiger batakischer Lehrer gesammelt). — Beilage: Literatuuropgave voor het Adatrecht. No. 5, Juni 1929.

2/3 245—90 Jac. Woensdregt, Verloving en huwelijk bij de To Bada' in Midden Celebes. — 291—6 H. H. Juynboll, Vertaling van Sarga XVIII van het Oudjavaansche Rāmāyaṇa. — 297—468 W. Dunnebier, Spraakkunst van het Bolaang Mongondowsch. — 469—78 C. C. Berg, Wat beteekent het woord „Kabayan"? (Über den Namen der sundaschen Eulenspiegelfigur Si Kabayan. Es werden verschiedene Möglichkeiten erörtert, die Frage jedoch offen gelassen). — Beilage: Literatuuropgave voor het Adatrecht. No. 6, October 1929.

4 479—510 W. F. Stutterheim, Oudheidkundige aanteekeningen. I. Gĕmpĕng. (Das Wort steht neben der Śaka-Jahreszahl 899 auf der Ostseite des Badeplatzes Djala Tunda, Java, bedeutet wahrscheinlich „verschwunden", „tot" und dürfte sich auf den Tod irgendeiner Persönlichkeit beziehen, deren Grabbau Djala Tunda vielleicht war). II. De dateering van het Rāmāyaṇa kakawin. (Das Rāmāyaṇa kakawin kann nicht, wie Poerbatjaraka meinte, schon in der mitteljavanischen Geschichtsperiode entstanden sein, da man sonst in den Rāma-Reliefs von Tjaṇḍi Lara Djonggrang zu Prambanan bestimmt dieser Fassung der Rāma-Sage gefolgt wäre, was aber nicht der Fall ist). III. Het hoofdbeeld van tjaṇḍi Sewoe. (Über den Fund einiger kleiner Bronzefragmente, die vermutlich von dem verschwundenen Hauptbild des Tjaṇḍi Sewu, einem sitzenden, etwa vier Meter hohen Buddha stammen). IV. De ouderdom van tjaṇḍi Sewoe. (Die javanische Dynastie von Matarām war die echte Śailendra-Dynastie. Das Mahāyāna hat nicht infolge sumatranischer Oberherrschaft auf Java Fuß gefaßt, sondern im Anschluß an die Vermählung eines matarāmschen Śailendra-Königs mit einer mahāyānistischen Prinzessin namens Tārā, vielleicht einer Tochter des Königs von Begalen. Tjaṇḍi Sewu ist wahrscheinlich nicht in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts erbaut worden, wie man bisher meinte, sondern erst in der zweiten). V. De ouderdom van den Akṣobhya van Goṇḍang Lor. VI. De Goewa Tritis. (Heiligtum im Wadjak-Gebirge, Java, mit dem Śaka 1082 datierten Steinbild einer weiblichen Gottheit). VII. Het zuidelijk nevenbeeld van tjaṇḍi Mĕndoet. (Nicht Mañjuśrī, wie Krom meinte, sondern Vajrapāṇi. Die Figur zeigt deutlich dämonische Züge). VIII. Sporen van het açwamedha op Bali en Java? — 511—23 W. Huender, Het Karo-Bataksche huis. — 524—621 W. Dunnebier, Spraakkunst van het Bolaang Mongondowsch. Beilage: Literatuuropgave voor het Adatrecht. No. 7. December 1929.

86 1930:

1 1—41 Instructies en bestuursreglementen nopens het beleid der regeering ter kuste van Guinee. (Die Verordnungen beziehen sich auf die Verwaltung von Niederländisch-Guinea von 1815 bis zur Abtretung der Kolonie an Groß-Britannien im Jahr 1872). — 42—177 W. Dunnebier, Spraakkunst van het Bolaang Mongondowsch. — 178—87 F. W. Stapel, Een en ander over de Molukken-Publicatie van 1824. — 188—9 J. Gonda, Lohgawe en Lohakārya. (Bedeu-

tung dieser in Pararaton und Kidung Pamañcangah vorkommenden Namen). — Beilage: Literatuuropgave voor het Adatrecht. No. 8. April 1930.

R. H. -G.

Chronique d'Egypte 1929:

8 192—5 Jean Capart, Une Encyclopédie de l'Egypte ancienne (durch eine Spende des Königs Fuad ist die Fondat. Elisabeth instand gesetzt, die technischen Vorarbeiten, wie die Sammlung der Literatur, in den nächsten 5 Jahren zu erledigen). — 196—201 Nouvelles diverses (bes. von dem inneren Ausbau der Ges.). — 203—24 Impressions de voyage (kurze Reisebriefe von J. Capart, M. Werbrouck). — 225—6 Musée. (Erwerbung eines Schminkgefäßes in Form einer liegenden Gazelle und eines vor ihr kauernden Affen m. Abb., 18. Dyn. Kalkst.). — 227—34 Fouilles de Saqqarah (Vortrag J. Caparts m. Abb.). — 236—40 Marie Weynants-Ronday, Les Fouilles du Metropolitan Museum de New York, à Deir el Bahari (zu Bull. Metropol. Mus. II Sect. Febr. 28). — 241—7 Jean Capart, L'Art pharaonique (aus L'Art vivant, Paris, Larousse 15 I 29 m. 2 Abb.). — 248—62 Les Fouilles. — 263—76 Les Livres. — 277—85 B. v. d. W., Pyramides ..... en Espagne (Über die sich an die Pyramiden anknüpfende pseudomathematische, astronomische und sonstige spekulierende Literatur). — 286—304 Papyrologie (Aufsätze und Bemerkungen zu Gradenwitz'-Preisigkes Wörterbuch und die Papyrologie (Marcel Hombert), Jouguets, L'Impérialisme Macédonien et l'Hellénisation de l'Orient", und Bevans, History of Egypt under the Ptolemaic Dynasty" (Claire Préaux), dem III. Bd. der Zenon-Papyri Edgars (Dies.)). — 305—8 Nouvelles égyptologiques (zumeist Personalia). — 319—36 Bibliothèque 9 34—6 Musée (Abb. eines guten hölzernen Amunkopfes u. a.). — 37—50 B. van de Walle, Les origines égyptiennes du théâtre dramatique (zu den Publikationen von Sethe u. Drioton). — 51—2 B. van de Walle, Stèles historiques de Beisan (zu Rowes Aufsatz i. Mus. Journ. of the University of Pennsylvania, März 29). — 53—80 Marie Weynants-Ronday, Flaubert en Egypte. — 92—9 Fouilles. — 100—14 Les Livres. — 115—20 Nouvelles égyptologiques. — 121—8 Varia (darunter: Jéquier, Senaït, le jeu favori des anciens Egyptiens reconstitué d'après les documents originaux). — 129—38 Papyrologie (*Viereck, Philadelpheia (Claire Préaux). — 139—40 Nos Editions (Legrain, Les Temples de Karnak; Memphis). — 141—62 Bibliothèque.

1930:

10 197—213 Baudouin van de Walle, Obélisques d'Égypte et obélisques d'Europe (Bedeutung, Herstellung, Aufrichtung der Obelisken und ihre Überführung nach den europäischen Ländern). — 214—8 B. van de Walle, A propos d'un drame égyptien (zu Driotons Auffassung der Metternichstele; zustimmend). — 219—41 Les fouilles. — 263—86 Égypte gréco-romaine (Un nouvel exposé du systeme monétaire des Lagires (M.-C. Soutzo), Les papyrus de la Fondation Égyptologique Reine Élisabeth (Marcel Hombert), Une famille nombreuse en Égypte au IIme siècle (Marcel Hombert), A propos de l'esclavage dans l'Égypte ptolémaique (Claire Préaux), Quelques échantillons papyrologiques de musique grecque (Claire Préaux).

Wr.

Zur Besprechung eingelaufen.

150 'Ārifī: „The Ball and the Polo Stick" or „Book of Ecstasy", ed. by R. S. Greenshields.

151 Bazin, R.: Der Wüstenheilige. Leben des Marokko-Forschers und Sahara-Eremiten Karl von Foucauld.

152 Benveniste, E.: Essai de Grammaire sogdienne. II: Morphologie, Syntaxe et Glossaire.

153 Bork, F.: Die Geschichte des Weltbildes.

154 Buren, E. D. van: Foundation Figurines and Offerings.

155 Cavaignac, E.: Les Annales de Subbiluliuma.

156 Chaplin, D.: Das ärztliche Denken der Hindu.

157 Christlieb, M. L.: Uphill Steps in India.

158 Cohn, J.: England und Palästina. Ein Beitrag zur britischen Empire-Politik.

159 Duncan, J. G.: Digging up Biblical History. I.

160 Epstein, I.: The Responsa of Rabbi Simon b. Zemaḥ Duran as a Source of the History of the Jews in North Africa.

161 Fischer, L.: Die Urkunden im Talmud. II.

162 Gebhardt, C.: Das Lied der Lieder übertragen mit Einführung u. Kommentar.

163 Grousset, R.: Les Civilisations de l'Orient. III: La Chine.

164 Hauer, J. W.: Ein monotheistischer Traktat Altindiens.

165 Hölscher, U., and J. A. Wilson: Medinet Habu Studies 1928/29.

166 Kalt, E.: Biblisches Reallexikon. I., 1. Lfg.

167 Kuhl, C.: Die drei Männer im Feuer. (Daniel Kapitel 3 und seine Zusätze). Ein Beitrag zur israel.-jüd. Literaturgeschichte.

168 Levias, C.: A Grammar of Babylonian Aramaic.

169 Markwart, J. †: Das erste Kapitel der Gāthā uštavati (Jasna 43).

170 Meyerhof, M.: Von Alexandrien nach Bagdad. Ein Beitr. z. Geschichte des philos. u. medizinischen Unterrichts bei den Arabern.

171 Mitter, S. Ch.: La Pensée de Rabindranath Tagore.

172 Moubray, G. A. de C. de: Matriarchy in the Malay Peninsula and neighbouring Countries.

173 Nicholson, R. A.: The Mathnawí of Jalálu'ddín Rúmí. IV.

174 Oertel, H.: Zur indischen Apologetik.

175 Pickthall, M.: The Meaning of the Glorious Koran.

176 Pope, A. U.: An Introduction to Persian Art since the seventh Century a. d.

177 Rabin, I.: Studien zur vormosaischen Gottesvorstellung. I.

178 Rad, G. von: Das Geschichtsbild des chronistischen Werkes.

179 Reichelt, H.: Die soghdischen Handschriftenreste des Britischen Museums. II.: Die nichtbuddhistischen Texte.

180 Rowlands, J. H.: La Femme Bengalie dans la Littérature du Moyen-Age.

181 Schacht, J.: Das kitāb al-maḥāriğ fil-ḥijal des Muḥammad ibn al-Ḥasan aš-Šaibānī.

182 Schmökel, H.: Das angewandte Recht im Alten Testament.

183 Suzuki, D. T.: Studies in the Lankavatara Sutra.

184 Unger, E.: Babylon. Die heilige Stadt nach der Beschreibung der Babylonier.

185 Vorträge der Bibliothek Warburg, hrsg. v. F. Saxl. VIII: Vorträge 1928—1929: Über die Vorstellungen von der Himmelsreise der Seele.

186 Waugh, T.: Turkey, yesterday, to-day and to-morrow.

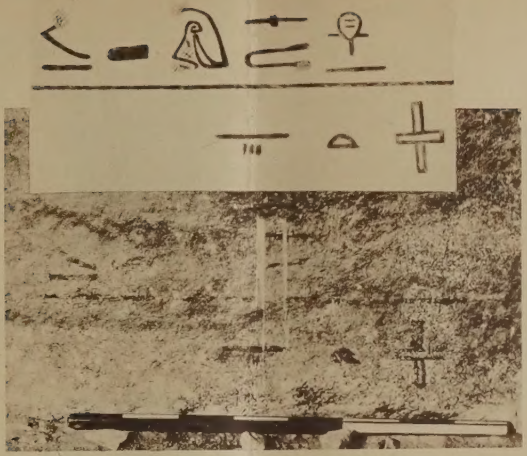
187 Westermarck, E.: Wit and Wisdom in Morocco.

188 Wilcken, U., u. W. Jaeger: Eduard Meyer zum Gedächtnis. Zwei Reden.

189 Willfort, F.: Turkestanisches Tagebuch.

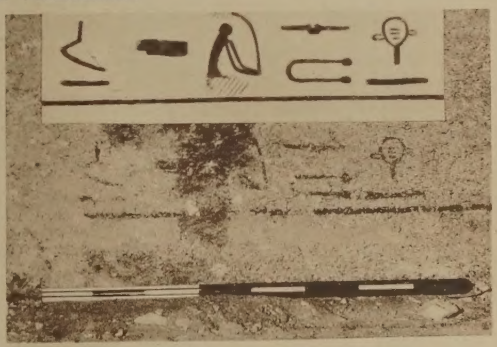
Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Aufnahmen der Inschriften in der Mastaba el-Faraūn.

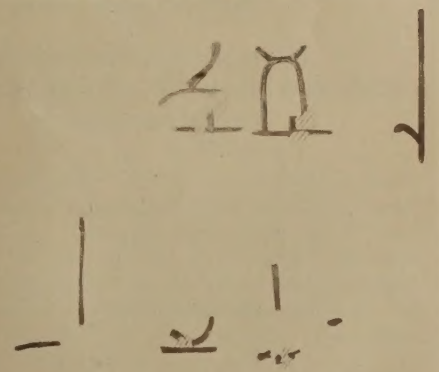


1. Südseite der Vorkammer.

2. Ostseite der Vorkammer.



3. Westseite der Grabkammer.



4. Südseite der Grabkammer.